

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Neununddreißigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1902.

Op. 111



3982



Inhalt.

<p>Achtung vor England 189</p> <p>Agrarstaat f. Industriestaat.</p> <p>Alkoholgährung f. Fermente.</p> <p>Arbeiterkolonie, in der 352</p> <p>Armee, f. Notizbuch 249.</p> <p>Ausweisung, meine 398</p> <p>Beichtgeheimniß 20</p> <p>Berliner Sezession f. Sezession.</p> <p>Bilderbücher 232</p> <p>Blumenträume 277</p> <p>Börse und Presse 483</p> <p>Brandenburger Zeitung f. Notizbuch 248.</p> <p>Bälow, Graf f. Notizbuch 258, 440.</p> <p>Buren, die 413</p> <p>Burghers, onze dappern 156, 403 f. a. Notizbuch 251, 445.</p> <p>Centralkartell, das 166</p> <p>Chrysanders Händel-Einrichtungen 467</p> <p>Coquelle f. Theaternotizen 171.</p> <p>Darm-Athen 195</p> <p>Darmstädter Kunstausstellung f. Darm-Athen.</p> <p>Denkmal, das, des alten Freig für Amerika f. Notizbuch 334, 373.</p> <p>Derfelbe, Diefelbe, Dasselbe . . 348</p> <p>Diamantenkönig, der 1</p> <p>Dichter, der verehrte 279</p> <p>Diktaturparagraph, der f. Notizbuch 329.</p>	<p>Distelfinken 547</p> <p>Durand, Fräulein f. Theaternotizen 171, f. a. Notizbuch 374.</p> <p>England, f. Achtung.</p> <p>Entwicklungsstufen 139</p> <p>Exner und Genossen 522</p> <p>Exportwirtschaft 244</p> <p>Fermente und Alkoholgährung . 471</p> <p>Finanzen, Rumänische 365</p> <p>Fitzger, Arthur f. Notizbuch 46.</p> <p>Frühling 187</p> <p>Geigenspieler und Fldtenbläser 431</p> <p>Generalversammlungen 33</p> <p>Geschäfte, nationale 409</p> <p>Glossen 201</p> <p>Grimm, der Haß 117</p> <p>Händel-Einrichtungen f. Chrysander.</p> <p>Herzog Ernst Günther f. Notizbuch 248.</p> <p>Hoffuben 213</p> <p>Hörigkeit, aus der Zeit der . . 499</p> <p>Humbag & Co. 89</p> <p>Hymnus 19</p> <p>Industriestaat oder Agrarstaat? 375</p> <p>Johanniterorden, der f. Notizbuch 450.</p> <p>Katholizismus f. Universität.</p> <p>Katholizismus, moderner 322</p> <p>Kauffmann, Stadtrath f. Notizbuch 256.</p> <p>Kinderarbeit 431</p> <p>Klingers Beethoven 389</p>
---	---

Kinderrechte	26	Renaissance, eine?	458
Kolonialpolitik in den Ostmarken j. Notizbuch 372.		Rhodes, Cecil John j. Dia- mantenkrönig.	
König von Sachsen j. Vieux Saxe.		Rina j. Moriz	491
König, der, von Spanien.	297	Rothschild-Vombarden.	128
Krad, der, des Kunstgewerbes	75	Rumänische Finanzen j. Finanzen.	
j. a. Notizbuch 489.		Rußland j. Rurom.	
Kriegsraision	308	Sanden und Genossen	437
Kultur, die, des weiblichen Körpers j. Silberbücher.		Schiedsgerichte, Kaufmännische 153, 285 j. a. Notizbuch 371.	
Kulturarbeiten j. Silberbücher.		Schmoller, Professor Dr. Gustav j. Notizbuch 369.	
Kunst, moderne j. Notizbuch 331.		Schweningers Jahresbericht	37
Kunstaustellung, die große	342	Selbstanzeigen 42, 86, 126, 164, 207 240, 361, 395, 435, 480, 513.	
j. a. Notizbuch 372.		Sezession, Berliner	419
Kunstgenuß j. Nervosität.		j. a. Notizbuch 331.	
Kunstgewerbe j. Krad.		Sonnwendtag j. Theater- notizen 169.	
Landtag j. Notizbuch 440.		Tabellose, die	320
Legenden, zwei	122	Theater, Wiener	112
Leo XIII. j. Zauberer. j. a. Notizbuch 251.		Theaternotizen	169
Lieber, Ernst j. Notizbuch 45.		Trinkgelber	325
Marten und Fidel j. Notiz- buch 246.		Universität und Katholizismus	173
Medizinische Roden, j. Roden	504	Vereeniging	335
Meisterpiele	290	Vieux Saxe	451
Mesmer	303	Waldeck-Kouffcau	259
Mildkrieg	181	Waldgeist	228
Miranda, Dr., in Konstantinopel	70	Weg, der, zum Licht j. Theater- notizen 170.	
Roden, medizinische	504	Welt, die, als Zeit	265
Roviz und Rina	491	j. a. Notizbuch 441.	
Rurom, Ilya von	133	Wohltätigkeit, moderne	392
Nervenheilstätten j. Notizbuch 446.		j. a. Notizbuch 487.	
Nervosität und Kunstgenuß 102, 144. Notizbuch 45, 246, 329, 369, 440, 486, 525.		Zauberer, der, von Rom	47
Nyctantrast	209	Zolltarifkommission-Sommer- diäten j. Notizbuch 257.	
Palinodie	93	Zuckerkonvention j. Notizbuch 486.	
Pandynamismus	7, 57	Zukunft, die	220
Presse j. Börse.			
Feinsgenreise, die	82		
Rangklasse, elfte	464		



Berlin, den 5. April 1902.

Der Diamantenkönig.

Wenn eines Tages der große Kolportageroman des Transvaalkrieges geschrieben wird — und er muß, schon weil ein Vermögen daran zu verdienen ist, über kurz oder lang ja geschrieben werden —, dann wird es Cecil John Rhodes übel ergehen. Er ist für die Rolle des Ogers geschaffen, der seiner Habgier Hekatomben schlachtet, unermessliche Schätze häuft und, mit einem Hohnlachen auf frecher Lippe, über Leichen hinwegschreitet. Ein Ungeheuer wird da der Erdkreis sehen, einen Menschenfresser, der ein ganzes Volk frommer Bauern vernichten, Kinder mekeln und Junfrauen schänden möchte, um die Wurzeln des Widerstandes gegen die Macht seiner goldenen Geißel auszuroden. Und wie sein Leben, so wird auch sein Tod die Röchinnen das Fürchten lehren. Während das Volk, dem er den Untergang sann, sich tapfer noch wehrt und auf den Trümmern seines jungen Staates neue Zuversicht schöpft, verhöhelt der Gewaltige einsam, nach langer Qual, und nicht für einer Stunde Dauer kann ihm sein Reichthum das arme Leben verlängern. Woraus sich wieder einmal die Lehre ergibt, daß unrecht Gut nicht gedeiht, die Tugend schon hienieden belohnt, das Laster bestraft wird. Der Roman kann sehr schön werden, wenn ein geschickter Mann die Lieferung übernimmt und Rhodes auf dem Hintertreppenfries nicht gar zu klein, gar zu jämmerlich aussieht. Er hat sich mit drei Freunden ins Lager der vom General Carrington besiegten, aber nicht entwaffneten Matabeles gewagt, die eben einen neuen Machekrieg planten, und Lo-Bengula nebst den anderen Häuptlingen durch seiner Rede Gewalt der britischen Herrschaft gewonnen. Er ist im Reiseanzug vor den Deut-

sehen Kaiser hingetreten und hat ihn überredet, das vorher über den Jameson-Raid gefällte Urtheil zurückzunehmen. Die Matoppoberge und das Berliner Schloß verließ er als Sieger. Und was heute nur die Phantasie heißer Knaben träumt, was den wachen Sinn der Erwachsenen unmöglich dünkt, hat er gethan: er hat ein Reich gegründet und auf seinen Namen getauft. Allein; ohne Heer; ein Bürgerlicher; ein Civilist. Ein Reich, dessen Flächenumfang sechsmal größer ist als der Großbritanniens. Selbst in einem Kolportageroman darf der Mann, dem Solches gelang, nicht die Rolle eines gewöhnlichen Spekulantens, eines Bontoux, Beit oder Barnato spielen.

Den Kolossus von Rhodesia und den Capnapoleon hat man ihn genannt und damit den Drang, der ihn ins Grenzenlose trieb, richtig bezeichnet. Hätte er sich zu bescheiden vermocht, sein Leben wäre ruhig und friedlich gewesen, so friedlich, wie das Leben eines Diamantengräbers und Börsenberrschers sein kann. Er stammte von Landpächtern aus Essex ab, wollte Theologie studiren und suchte in Südafrika Heilung von einem Ungenleiden. Da regte sich sein Kaufmanns-genie; er erwarb die besten Claims, ließ sich von den Rothschilds, ohne ihr Dienstmann zu werden, mit der ganzen Hausmacht stützen und entthronte nach raschem Erobererzug die Barnato und Joel. Auf so gebahntem Weg konnte er gemächlich weiterstreiten, Schätze sammeln und, wenn er genug hatte, in die Heimath zurückkehren und sein Leben genießen. So hat es Mancher gemacht, der dann Lord oder Marquis wurde und in der nobility als ein Zugehöriger verkehren durfte. Cecil Rhodes wollte mehr. Der Reichthum genügte ihm nicht, war ihm immer nur Mittel zum Zweck; große Ideen, sagte er früh schon zu Gordon, sind keinen Schuß Pulver werth, wenn das Geld zu ihrer Ausführung fehlt. Trieb ihn Ehrgeiz oder die Leidenschaft des Patrioten? Der Wille zur Macht oder der Wunsch, den Volksgenossen zu zeigen, daß er nicht ein Millionär wie andere Millionäre war? Wahrscheinlich wirkten viele Ursachen zusammen; und schließlich handelte er, wie er handeln mußte. Er schuf die Chartered Company, setzte mehr als einmal sein ganzes Vermögen aufs Spiel, wurde, ohne Auftrag noch Amt, ein Politiker, dessen Diplomatie sich über die Grenzen des Maschonalandes, des Betschuanen- und Natabelegebietes hinaus erstreckte, und starb im Kampf gegen die zähe Widerstandskraft der Holländer, die sich der britischen Hoheit nicht unterwerfen wollten. All red: Das war sein Ziel. Nur der Union Jack durfte über Afrika wehen. Er glaubte nicht an viele Dogmen; an Großbritannien glaubte er. England, sagte er in einem Gespräch mit dem Bureaufreund William T. Stead, ist von Gott, dessen Ezi-

stanz mir zu fünfzig Prozent sicher scheint, berufen, der Welt das Reich der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens zu bringen, und ich bin auserwählt, der britischen Expansion in Afrika den Boden zu bereiten. Herr Stead hat ihn nicht ausgelacht. Vielleicht dachte er an Walter Raleigh, an Clive und Warren Hastings, fühlte, daß England solche Männer braucht, und mußte sich, vor dem politischen Gegner, den er immer bewundert, nie verdammt hat, gestehen: Dieser ist größer als die Konquistadoren, deren Name von dankbarem Stolz durch die Jahrhunderte getragen wird.

Er war größer als sie. Wäre er uns nicht so nah und durch den vom Haß gewebten Schleier doch unserem Auge verhüllt, wir würden nicht zögern, ihn einen großen Mann zu nennen. Wir werden uns sacht aber in den Gedanken gewöhnen müssen, daß so die großen Männer in der Nähe aussehen.

Als flecklose Lichtgestalten wandelten sie stets nur durch die Märchenwelten der Kinder und Kindervollheiten; und ein kindisches Vergnügen war immer, der nach Moralitäten lüsternden Menge zu zeigen, wie schlechte Kerle die großen Männer des Handelns gewesen sind. Gerade die feinsten Geister haben sich weislich geschützt, die im Gewühl des politischen Kampfes Führenden mit idealen Forderungen zu belästigen. Kant: „Noch kein Philosoph hat die Grundsätze der Staaten mit der Moral in Uebereinstimmung bringen und doch auch keine besseren, die sich mit der menschlichen Natur vereinigen ließen, vorschlagen können.“ Goethe: „Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende.“ Schiller: „Wärme mir Einer das verdroschene Märchen von Redlichkeit auf, wenn der Bankerott eines Taugenichts und die Brunst eines Wollkästlings das Glück eines Staates entscheiden!“ Macaulay: „Die Axiome der Politik sind so beschaffen, daß der gemeinste Räuber sich scheuen würde, sie seinem zuverlässigsten Spießgefellen auch nur anzudeuten; sich selbst sogar würde er sie nur in sophistischer Verbrämung anzubieten wagen.“ Wer, als ein Betrachtender, solche Willensmenschen verabscheut, ist nicht zu tadeln. Nur darf er dann nicht Politik treiben, die Frucht politischer Arbeit genießen wollen, sondern muß sich in einen sanften Anarchismus bequemen. Die Heilandsreiche sind nicht von dieser Welt. Als Bonaparte aufbrüllte, die Gesetze der Sitte und Sittlichkeit seien nicht für ihn gemacht, sprach er aus, was mancher minder Hochgewachsene empfunden hat. Nicht jeder Staatsmann ist aus Ajaccio, nicht jeder Vätitias Sohn; zur Fälschung von Banknoten und zum Plan einer Höllenmaschine, die das Bourbonenhaus in die Luft sprengen sollte, hätten kultivirtere Genies sich am Ende doch nicht so leicht-

ten Herzens entschlossen. Aber auch Bismarck, der aus anderem Stoff war als der Korse, hat als Politiker Mittel nicht verschmäht, die er als Privatmann weit von sich gewiesen hätte. Deshalb hat ihn Liebknecht Jahrzehnte lang den Depeschensältscher genannt. Deshalb soll jetzt, wie ein Schandfleck an seinem Wesen, die Thatfache verborgen werden, daß er 1866 Herrn von Bennigsen zum Landesverrath dinge wollte. Denn wir möchten uns die ehrwürdige Hypokrisie bewahren, daß unser Streben nach dem Ziel langt, die Tugend zur Herrschaft zu bringen. Wir sind Christen, sind Altruisten. Nietzsche sagt freilich: „Der ganze ‚Altruismus‘ ergiebt sich als Privatmann-Klugheit; die Gesellschaften sind nicht ‚altruistisch‘ gegen einander. Das Gebot der Nächstenliebe ist noch niemals zu einem Gebot der Nachbarliebe erweitert worden. Der Staat ist die organisirte Unmoralität.“ Doch wir fordern Politiker von evangelischer Lauterkeit. Fordern wir sie wirklich? Ja. Könnten wir sie brauchen? Nein. Mit Tolstoi als Präsidenten oder Premierminister könnte man keinen Staat machen; nicht einmal eine Sozialistengesellschaft, die doch auch leben müßte und sich fortpflanzen möchte. Wir brauchen Politiker, die den Muth zu unseren Begierden haben und bereit sind, uns die Verantwortung abzunehmen. Doch wehe ihnen, wenn sie sich ertappen lassen, wenn man dahinter kommt, daß sie keine Säulenheiligen sind! Es ist wie mit den Bankdirektoren. Die sollen auch in schlechten Jahren für fette Dividenden sorgen: sonst sind sie unfähig; aber nur ganz saubere Geschäfte machen: sonst sind sie Spigbuben. Und ein Staatsmann soll noch tugendfamer sein als ein Bankdirektor und unseren empfindlichen Nasen Alles ersparen, was nach der Schwarzen Küche des Machiavellismus stinkt.

Früher wars immerhin leichter, Herrn Hypokrit zu befriedigen. Noch war den Menschen nicht der Segen der „Oeffentlichkeit“ gespendet; der Volksschor wurde erst gerufen, wenn die Bühne abgefegt und blank geschauert war; und heroische Verbrechen entbinden die einbildnerischen Kräfte und stimmen auch harte Herzen zu mitleidiger Furcht: so großes Geschehen könne auch sie aus dem rechten Weg drängen. Ein Staatsmann, der mit Blut und Eisen arbeitet, an sein Unterfangen das Leben setzt und mit Helmbusch oder Degen die Kämpfenden zu sich winkt, darf, selbst wenn er besiegt wird, auf mildes Urtheil hoffen. Die napoleonischen Feldzüge haben vier Millionen Menschen ums Leben gebracht: sie waren doch schön, sie leben im Heldenlied und die Söhne des vom kleinen Korporal entvölkerten Landes preisen ihn mit Bérangers geflügelten Worten. Grausamkeit kann großartig wirken; jeder heroisch geführte Kampf weckt die Erinnerung an alte Urstände der Na-

tur, wo dem Einzelnen wie der Gesamtheit das Schwert die Entscheidung brachte. Aber ein Machiavellismus, der mit modernen Mitteln arbeitet! Ein in eine belagerte Stadt eingesperrter Politiker, der sich die londoner Minenkurse heliographiren läßt . . . Doch auch in den Gedanken müssen wir uns endlich schiden, daß die Tage der Rittersttte vorüber sind, vorüber, rief Burke schon, die Zeiten keuschen Ritterstolzes, der den Schimpf wie eine Wunde empfand, das rohe Handwerk adelte und dem Verbrechen die Hälfte seiner Schrecknisse nahm; Sophisten, Dekonomen, Rechenmeister herrschen heute, wo einst Helden fochten. Das wurde 1790 geschrieben und ist nach hundertundzwölf Jahren noch nicht in das Bewußtsein der Völker gedrungen.

Cecil Rhodes hat in der Rüstung gekämpft, die ihm die Mode und das Bedürfnis des Krieges vorschrieb. Persönlicher Muth fehlte ihm nicht; sonst wäre er nicht ins Matoppogebirge gegangen, nicht von London nach Kimberley zurückgekehrt. Doch er konnte nicht als Ritter fechten, mußte die Mittel anwenden, die für seine Zeit und seinen Zweck paßten. Er kam aus einem ganz auf den Export, auf die Ausbeutung noch unkultivirter Länder angewiesenen Händlerreich, das, wenn es sich nicht im Süden wie im Norden Afrikas starke Stützpunkte schafft, in Indien bedroht ist. Afrika mußte englisch werden: Das war sein Ziel. Kein Schleichweg, der dahin führen konnte, war ihm zu schlecht, zu schmutzig, zu steil. Aus dem Gold und den Diamanten, die er aus der Erde grub, schuf er sich die werthvollste Waffe. Er hat die Presse bestochen, die Hilfe der Parnelliten, als er ihrer bedurfte, mit baarem Gelde erkaufte und nie gezauert, eine Menschheit zu korrumpiren, die korrumpirt sein wollte. Er wußte, welche Mächte im struggle heute den Sieg sichern können. Als feineicher Mann ist er noch einmal nach Oxford gegangen, um seine humanistische Bildung zu ergänzen und die Zusammenhänge der Technik besser erkennen zu lernen. Kapital, Presse und Technik brauchte er; und da sein Schlachtfeld ein großer Teil des bewohnten Erdfreises war, mußte er viele Batterien haben und immer wissen, wie an den Brennpunkten seiner Welt in jeder Stunde die Stimmung war. Die Matabeles hypnotisirte er mit dem Wort und den Gesten eines zürnenden Vaters; in Berlin ließ er die Hoffnung auf den Riesengewinn einer englisch-deutschen Minengesellschaft aufleuchten; und zwischen zwei Schlachten eilte er nach London, um mit Ingenieuren den Bau von Eisenbahnen und Telegraphenlinien zu berathen und alle Beete zu düngen, denen die Erfüllung eines Wunsches entsprechen konnte. Seine Mittel waren anders, aber nicht unfittlicher als die von den großen und kleinen Bonapartes

aller Zeiten angewandten. Wie sie hat er — der prachtvoll freche Brief, den er aus Kimberley an Lord Roberts schrieb, beweist es — die Dugendhandwerker der Bureaucratie und die schwerfälligen Troupiers verachtet. Wie sie hat er geirrt, hat der Ueberchwang des Willens ihn ins Unheil gerissen. Napoleon wollte bis zum Ganges vorschreiten und mußte aus Moskau heimwärts fliehen. Rhodes wollte die Buren, deren Eigensinn er nicht brechen konnte, zerstampfen und starb, ehe ein entscheidender Sieg an Britanniens Fahne gekettet ward. Er war ein genialer Finanzstrateg, Organisator, Verwalter; aber er hatte die Menschen so klein gesehen, daß er an Größe nicht mehr glaubte und lachend gewettet hätte, die Buren würden den Kampf wider Englands Uebermacht niemals wagen. Als er am vorletzten Dezembertag des Jahres 1895 ruhelos durch die Bibliothek seines Landhauses schritt und auf Nachricht von Jamezon harrete, hat er vielleicht gefühlt, welchen Fehler er begangen hatte, da er den Ritt billigte, dem Cronje ein ruhmloses Ende machte. Ein einziges Mal hatte er die Mittel der Raubritterzeit anzuwenden versucht und sich die größte Niederlage seines Lebens geholt. Wer häufig aber mit dem Urtheil bei der Hand ist, Rhodes habe im Transvaalkrieg seinen und Englands ganzen Einsatz verspielt, Der sollte bedenken, daß unser größter Staatsmann gesagt hat: „Dem Auge des unzüftigen Politikers erscheint jeder Schachzug im Spiel wie das Ende der Partie.“

An den Britenkrieg gegen die Buren heftet sich der Haß, weil er der erste mit den Waffen des Großkapitalismus geführte, der erste unromantische Krieg ist und die Händlervölker erkennen lehrt, wohin sie gehen. Und Cecil Rhodes wird geschmäht und bespottet, weil die entsetzt zuschauende Menschheit sich nicht gestehen will, daß er der Exponent ihres Wünschens war, ohne wichtiges Amt, ohne hohen Titel der erste Politiker, der das Arsenal des Machiavellismus nach dem Bedürfniß der Industriezeit umzugestalten wagte. Wir werden noch oft Seinesgleichen ersehnen und froh sein, wenn seine Willensart von seiner Willenskraft bedient wird. Der Tag wird kommen, wo man die Handelnden, die ganze Völker von der Verantwortung entbürden und den Muth zu weltgeschichtlichen Vertragsbrüchen haben, nicht mehr nach ihrer moralischen Beschaffenheit fragt, sondern nach dem Nutzen, den sie der Heimath gebracht haben. Dann werden die Kolportageromane vergessen sein und von dem Mann, den man jetzt, mit einem aus Reid und Verachtung gemischten Gefühl, den Diamantenkönig nennt, wird es heißen: Er hat sich nicht geschaut, unpopulär zu sein, und, mit beslecktem Gewand, durch Blut und Roth seinem Volk den aufwärts führenden Weg in die Zukunft gebahnt.

Pandynamismus.

Es giebt einen Typus mittelalterlichen Denkens, der den einzelnen, bisher noch sehr wenig erforschten Abwandlungen mittelalterlichen Denkens überhaupt zu Grunde liegt und für die Auffassung eben so sehr noch des fünfzehnten wie schon des zehnten Jahrhunderts bezeichnend ist. Man kann ihn als Typus des Analogieschlusses bezeichnen. Zum genaueren Verständniß zwei Beispiele. Ein Bischof des zehnten Jahrhunderts in schon hohem Lebensalter betritt, nach einer Geschichtsquelle dieser Zeit, um einem asketischen Bedürfnis zu genügen, abends in bloßen Füßen, nur mit einem härenen Gewand angethan, seine Kathedrale und schläft nachts auf den kalten Steinen des Bodens. Kurze Zeit darauf stirbt er. Wir würden geneigt sein, seinen Tod als Folge einer schweren Erkältung zu betrachten. Das zehnte Jahrhundert schließt anders. Wie der Herr Mose gesagt habe, als er ihm im brennenden Dornbusch erschien: Ziehe Deine Schuhe aus von Deinen Füßen, denn der Ort, den Du betreten wirst, ist heilig: so habe der Bischof in prophetischer Borahnung des Tages, da er zu des Herrn Herrlichkeit eingehen werde, sich barfuß in das Haus Gottes begeben, um darauf zu sterben. Das andere Beispiel aus dem späteren Mittelalter. Damals war es gewöhnlich, den Papst mit der Sonne, den Kaiser mit dem Mond zu vergleichen. Hieraus schließen die kanonischen Rechtslehrer der Zeit — und noch der geistig so hoch stehende Kardinal Nikolaus von Kues wiederholt um 1430 diesen Schluß —, daß der Papst genau um so viel dem Kaiser an Autorität überlegen sei, wie die Sonne den Mond an Größe übertreffe.

Was ist das Gemeinsame beider mittelalterlichen Schlüsse? Sie schreiten von der Parallelisirung zweier Verhältnisse, die einander in gewissen Punkten ähnlich oder auch gleich sind, zu deren völliger Identifizirung in allen Punkten fort und entnehmen diesem Verfahren für das eine der verglichenen Verhältnisse gewisse, als völlig logisch betrachtete Folgerungen. Es ist eine Art des Schließens, wie sie auch heute noch bei Kindern und im täglichen Leben oft genug vorkommt. Im Mittelalter aber gehört sie dem wissenschaftlichen und überhaupt dem streng überlegten Denken an: in unzähligen allgemeinen Zusammenhängen dieses Denkens tritt sie zu Tage. So beruht die ganze Art des Mittelalters, geistreich zu sein, auf ihr. Geistreich waren im Mittelalter Rathsreden; geistreich war es zum Beispiel, wenn Kaiser Konrad auf die Meldung des frühzeitigen Todes des Herzogs Ernst von Schwaben, seines erbitterten Gegners, die Antwort gab: „Es scheint, daß das Geschlecht bissiger Hunde nicht alt werde.“ Hier wie in verwandten Rathsreden ist es immer das Moment scharfsinnigen und unerwarteten Analogieschlusses, das den mittelalterlichen Hörer entzückt. Zu diesem Sinne sind daher auch

die Predigten angelegt: sie wimmeln von Analogien, die zu bestimmten Schlüssen benutzt werden. So hat noch Luther gepredigt; und noch heute ist auf diesem Gebiet der mittelalterliche Gebrauch des Analogieschlusses nicht völlig verschwunden. Aber dieser Schluß reicht viel tiefer in die mittelalterliche Theologie hinein: Typus und Antitypus des Alten und Neuen Testaments, die Gleichsetzung etwa der Aufrichtung der ehernen Schlange in der Wüste mit der Kreuzigung Christi im vorbedeutenden Sinn und tausend andere Gleichsetzungen gehören ihm an. Wie er in das Staatsrecht eingriff, hat schon vorhin ein Beispiel gezeigt. Und auch in anderen Wissenschaften, so weit diese nicht auf der bloßen Uebertieferung der Alten beruhten, zum Beispiel in dem Physiologus der Naturgeschichte, den Lehren von den sonderbaren Eigenschaften der Thiere, herrschte er in gleicher Weise: er war der eigentlich charakteristische Schluß des Mittelalters.

Auf welcher tieferen Grundlage beruht er nun? Er ist nach unseren Begriffen vorzeitig, da er aus dem Zutreffen einiger Vergleichsmomente auf das Zutreffen auch der anderen schließt, und er ist es, weil er auf der Grundlage zu geringer Erfahrung gebildet wird. Geringe Erfahrung, enger Horizont: Das ist seine eigentliche Voraussetzung. Und von dieser Seite her erklärt sich ohne Weiteres auch sein inniger, in dem ersten der vorhin erzählten Beispiele klar zu Tage tretender Zusammenhang mit dem das ganze Mittelalter hindurch verbreiteten, wenn auch mit wachsenden Jahrhunderten abnehmenden Wunderglauben.

Dem Wunderglauben steht gegenüber die Annahme, daß alle Dinge in ihrem Verlauf durch einen unverbrüchlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung verbunden seien. Wie gelangen wir zu dieser Annahme? Das Bewußtsein und die Anwendung des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung stellt sich bei uns dadurch ein, daß wir beobachten, wie bestimmten Vorgängen des Geschehens immer wieder und ganz regelmäßig oder gesetzmäßig andere bestimmte Vorgänge folgen: eine solche regelmäßige Folge erscheint uns unter dem Gesichtspunkt der Kausalität, des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung. Unser Kausalitätbewußtsein ist also gebunden an die Erfahrung; mit erweiterter Erfahrung nimmt es zu, mit engerer Erfahrung nimmt es ab. Ist es so weit durchgebildet, daß es weitaus die meisten und vor Allem auch die wichtigsten aller Vorgänge sich in erfahrungsmäßig schon gegebenen Zusammenhängen vollziehen sieht, so zieht es daraus den Schluß, daß auch für den Rest der Erscheinungen solche Zusammenhänge, Regelmäßigkeiten oder Gesetzmäßigkeiten des Aufeinander vorhanden sein werden: und gelangt damit zur Annahme eines die Welt der Erscheinungen unverbrüchlich beherrschenden Zusammenhanges, der das Wunder ausschließt. Das absolute Kausalitätbewußtsein ist mithin ein langsam gezeitigtes Er-

zeugniß ausgebreiteter Erfahrung, das dem Bewußtsein des Wunders widerspricht: und in diesem Sinn verstärkt es sich in der europäischen Völkerguppe noch heute von Tag zu Tag.

Im Mittelalter aber war ein solches Kausalitätbewußtsein erst in sehr geringem Grade vorhanden. Der geistige Horizont des Einzelnen war eng, die Erfahrungen schlossen sich auch bei den Höchststehenden erst selten zu einer solchen Intensität des Druckes auf das Denken zusammen, daß sie ein möglichst starkes Kausalitätbewußtsein vermittelten: alle Welt lebte daher noch im Analogieschluß und im Bewußtsein der Wunder.

Run ist gewiß auch heute der Wunderglaube noch keineswegs ausgestorben. Sehen wir aber ins achtzehnte Jahrhundert zurück, so finden wir ihn noch viel ausgesprochener vorhanden. Männer wie Walch und Wolff, der Historiker und der Philosoph, wie Crusius und Baumgarten, der Psycholog und der Aesthetiker, haben nicht blos an die Realität der Gespenster geglaubt, sondern sind auch noch öffentlich für sie eingetreten; und selbst Lessing hat noch über die Gespensterfeinde den Stab gebrochen. Aber freilich mußten sich im achtzehnten Jahrhundert die Gespenster schon rar machen. Ganz anders dagegen in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten. Es ist bekannt, daß diese Jahrhunderte vornehmlich die Zeiten des Hexenwahnes und der Magie waren; und erst der Kartesianer und reformirte Pfarrer Balthasar Bekker, ein Niederländer, ist in seiner „Bezauerten Welt“, die 1691 bis 1693 erschien, grundsätzlich gegen den Hexenglauben aufgetreten. Dafür ward er freilich auch des Uebermuthes beschuldigt und seines Amtes entsetzt. Und doch verneinte er keineswegs schon den Glauben an einen persönlichen Teufel und den Geisterglauben an sich, sondern behauptete nur, der Teufel sei nur noch in der Hölle zu finden und führe, wie alle Geister, ein von dieser Welt völlig abgeschiedenes Leben. Sehen wir aber von Bekker nur einige Generationen zurück, so stießen wir auf den völlig befangenen Wunderglauben Melancthons und die handfesten Teufelsvorstellungen Luthers.

Die neuere Zeit ist also keineswegs durch ein absolutes Aufhören des Wunderglaubens und damit auch des unvollkommenen Analogieschlusses vom Mittelalter getrennt: es handelt sich nur um gradweise fühlbare Unterschiede und tausend Fäden verbinden das Denken von heute noch mit dem nicht nur des Mittelalters, sondern sogar der Urzeit.

Gleichwohl ging am Schluß des Mittelalters und vornehmlich dann im sechzehnten Jahrhundert eine Veränderung des Denkens vor sich, die von größter Bedeutung ist und unmittelbar hinüberführt in das Denken neuerer Zeiten.

Der Offenbarungsglaube des Christenthums mit seinen Wundern hatte dem mittelalterlichen Denken völlig entsprochen: und darum hatte er auch eine allgemeine und gänzlich unbezweifelte Anerkennung gefunden, mochte man auch

die einfachen Erzählungen des Neuen Testaments anfangs mehr im Sinne der deutschen Epen des sechsten bis neunten Jahrhunderts, später in historisch mehr geklärtet Auffassung verstanden haben. Dem entsprechend war denn auch der Oberbau der christlichen Offenbarungstradition, das System der kirchlichen Dogmen, nicht nur im Sinne des Gehorsams gegen sie, sondern in dem gläubiger Einfalt hingenommen worden. Und auch am Schluß des Mittelalters war man noch weit davon entfernt, diese geistige Disposition zu verlassen. Allein trotzdem strebte man doch allmählich nach einem Verständnis der Erscheinungswelt auch neben dem Kirchenglauben und außerhalb der in aller Fülle nur wenigen Geistern zugänglichen antiken Ueberlieferung: die ersten Triebe einer eigenen Gesamtauffassung des sinnlich wahrnehmbaren Ganzen unserer Umgebung regten sich. Sie traten ein zu der Zeit, da zum ersten Male die ästhetische Auffassungsgabe in dem realistischen Kontur wie der lokalen Farbgebung und Perspektive der Malerei des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts der Außenwelt als eines dreidimensionalen Ganzen innegeworden war: war die äußere Anschauung gewonnen, so wurde nun der Versuch gemacht, auch ihre inneren Beziehungen zu beherrschen. Es sind die ersten Anfänge wirklich selbständigen wissenschaftlichen Denkens in weiteren Kreisen; und sie knüpfen noch an die ausgebildeten Methoden des mittelalterlichen Denkens an.

Es ist klar, welche allgemeine Auffassung das Ergebnis so zusammenfassender Umstände sein mußte. Indem man zu jedem Vorgang der sinnlichen Erscheinungswelt eine Analogie im Sinne einer ihn deutenden Thatsache aufsuchte und dabei durch fast keinerlei Erfahrung gebunden war, deren Ausdehnung schon den Nachweis von Gesetzmäßigkeiten erfordert hätte, gelangte man zu der Vorstellung einer geistigen Welt als einer Analogiewelt von Kräften, die hinter der sichtbaren Welt stehe und sie leite: ein grundsätzlicher Pandynamismus war die Folge. Sah man sich aber veranlaßt, nun diesen Pandynamismus in ein System zu bringen, die Kräfte zu bemessen und in gegenseitigen Zusammenhang zu versetzen, die hinter den Coulissen gleichsam der Erscheinungswelt diese beherrschen sollten, so waren in der Entwicklung des späteren Mittelalters eine Menge von Thatsachen gegeben, die diesen Drang, abgesehen von den ihm selbst innewohnenden sachlichen Gesichtspunkten, in bestimmte Bahnen leiten konnten.

Aus dem Eigensten der deutschen Entwicklung kam hier vor Allem die Mystik in Betracht. War die enthusiastische Mystik des vierzehnten Jahrhunderts zunächst darauf ausgegangen, in intellektueller Verzückung wenigstens zeitweise eine Vereinigung der Seele mit Gott herbeizuführen, und sah man sich fast dazu gedrängt, hinter all den Kräften, die sich in der Welt der Erscheinungen auswirkten, im tiefsten Grunde eine wieder die Kräfte umfassende

und bewegende Urkraft anzunehmen, die da nur sein konnte Gott: so liegt auf der Hand, daß in der mythischen Intuition recht eigentlich die wissenschaftliche Methode dieses neuen Denkens gegeben war, daß allein durch eine intellektuelle Verzückung, durch ein Aufgehen in die Urkraft und womöglich deren Beherrschen die Möglichkeit eines vollen Verständnisses der Erscheinungswelt als gegeben erschien:

Wie aber diese Intuition, diese Bezwingung des Geistes und der Kraft herbeiführen? Auch hier stellte die Tradition, freilich eine solche vornehmlich nicht heimischen, sondern jüdisch-arabisch-spanisch-italienischen Charakters, die Mittel zur Verfügung: Alchemie, Astrologie und vor Allem Magie konnten hier helfen.

Die klassische Ueberlieferung aber fügte der Intuition, dem mythischen Hebelpunkt des Erkennens, und den Methoden, dieser Intuition nahe zu treten, für den pandynamischen Drang der Zeit noch ein Weiteres hinzu: ein ganzes System pandynamischer Auffassung: die Lehre der Neuplatoniker.

Plato hatte, wie jetzt wohl mit ziemlicher Sicherheit feststeht, aus seiner Lieblingswissenschaft, der Mathematik, heraus den Begriff der Idee entwickelt: die geometrische Methode, der Beweis durch ein Schema hatte ihm den Gegensatz zwischen Idee gleich Urbild und Ding gleich Abbild jenes Urbildes vermittelt.*) Stand aber hinter der Welt der Erscheinungen eine Welt der Urbilder dieser, so trat für diese jenseitige Welt alsbald das Problem auf, wie sie denn entstanden sei und wie sie auf die Welt der Erscheinungen wirke. Es ist eine Frage, die im Neuplatonismus gelöst worden war durch den Aufbau einer geistreichen Mythologie von Gott als der Urkraft von ihr ausgehender Kräfte, die sich in die sichtbare Welt der Erscheinungen hineinergießen.

Konnte irgend eine Lehre der Vergangenheit der geistigen Disposition des fünfzehnten Jahrhunderts entsprechender erscheinen als diese? In Italien zunächst lag der Kult der platonischen Philosophie zu so bedenklicher Höhe, daß das Laterankonzil im Jahre 1512 gegen ihn — und bezeichnender Weise nur verstedt — einschritt; und bald folgte ihm das Studium der Neuplatoniker; schon Marsilius Ficinus (1433 bis 1499) hat nicht nur Plato, sondern auch Plotin übersetzt. Und von Italien verbreiteten sich Platonismus und Neuplatonismus auch nach Deutschland; überall in dem fortschreitenden Denken des sechzehnten Jahrhunderts lassen sich ihre Spuren erkennen. Dennoch haben sie dieses Denken in Deutschland nicht beherrscht: sie waren nur ein überreifer und raffinierter Beitrag des Alterthumes zu diesem, das die Probleme zunächst viel sinnlicher und einfacher aufgriff und daher nicht so sehr einer pandynamischen Metaphysik wie einer pandynamischen Naturwissenschaft zuneigte.

*) Cohen, Platons Ideenlehre und die Mathematik, S. 24.

Freilich geschah Das in enthusiastischen Formen. Wie einst die Ritterschaft der Stauferzeit in poetischer Begeisterung der neuen, gehobenen Bildung ihres Standes froh geworden war und Vergangenheit wie Gegenwart sich nur in den Formen der Dichtung hatte nahe bringen wollen, von der Epik von Veldekes und den Sagen des Artuskreises an bis zum verifizirten Steinbuch und zur gereimten Tischzucht, so waren auch die Geisteshelden des neuen Denkens weit davon entfernt, die Lösung der ersten großen Geheimnisse der natürlichen Erscheinungswelt mit Hebel und Schrauben erzwingen zu wollen. Schauen vielmehr wollten sie, um mit dem goethischen Faust, diesem herrlichsten und persönlichsten Inbegriff ihrer Geistesverfassung, zu reden:

Wie Alles sich zum Ganzen webt,
 Eins mit dem Andern wirkt und lebt,
 Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
 Und sich die goldnen Eimer reichen,
 Mit segendustenden Schwingen
 Vom Himmel durch die Erde dringen,
 Harmonisch all das All durchdringen.

So allen Hoffnungen einer verstandesmäßigen Verzückung lebend, glaubten sie an Universalmittel der Erkenntniß, die den Menschen über sich hinaus zum Genossen der schaffenden Kräfte erheben könnten; und indem sie alles Werden von geistigen, durch sie beeinflussbaren Mächten durchweht dachten, ergaben sie sich im phantastischen Bewußtsein erkenntnistheoretischer Forschung den Künsten der Magie und der astrologischen Praxis.

Die Heimath einer auf solche Grundlage gestellten Naturwissenschaft ist zunächst Italien gewesen; und auf dem geistigen Boden dieser Naturwissenschaft sind hier die großen naturphilosophischen Systeme eines Telesio, Campanella, Giordano Bruno, Systeme einer vollen Metaphysik, erwachsen. Denn den Anhängern dieser Wissenschaft erschien in den Kräften der Natur das geheimnißvolle Walten Gottes wahrnehmbar und als tiefste Voraussetzung ihres Denkens ergab sich ihnen ein naturalistischer Pantheismus.

Von Italien her ward die Lehre dann auch in Deutschland aufgenommen; eigenes Forschen, Wirkungen des mittelalterlichen und des täuferischen Mystizismus, Einflüsse des Neuplatonismus und auch der pythagoräischen Zahlenmystik, Anschauungen endlich der Kabbala verknüpften sich mit ihr in dem Denken Reuchlins (1455 bis 1522) wie Agrippas von Nettesheim (1487 bis 1535). In eine klarere Form aber brachte diese gährende Masse wohl erst Melancthon, dieser große compilerische Beherrscher des Denkens seiner Zeit. Sein Lesebuch der Physik, das sich im Uebrigen an Aristoteles anlehnt, scheidet doch die substantialen Formen des Stagiriten aus und behält nur ein buntes Gewimmel von Kräften als Er-

Nährungsgrund der Welt der Erscheinungen zurück: Gott; die Kräfte der Gestirne; die Gegensätze, die in den Elementen wirken; die Materie, die vegetativen, die animalischen, die vernünftigen Seelenkräfte. Und indem es der Nothwendigkeit der Natur ein Reich der Freiheit in Gott und in allen guten und bösen Geistern, sowie des Regellofen im Fluß der Materie entgegensetzt, läßt es den Zufall unaufhörlich aus der Urruhe der Materie und der Freiheit des Geistes quillen und sich in tausend gesonderten Kräften ausstrahlen.

War es nun möglich, von solchen Prinzipien her die einzelnen Disziplinen der Naturwissenschaften verständig zu entwickeln? Je einfachere Grundlagen gesucht wurden, um so mehr trat ihre Unwirklichkeit ans Tageslicht. Nur in einer Disziplin daher, die die Ergebnisse der Naturwissenschaften jeweilig ins Ganze zusammenfassend nutzt, in der Medizin, wurde diese pandynamische Naturwissenschaft anwendbar und praktisch. Hier wurden vor Allem die verworrenen, abenteuerlichen, mit einer Unsumme von Quacksalbereien durchsetzten und dennoch eines großen Zuges nicht entbehrenden Gedankenreihen des Theophrastus Bombastus Paracelsus von Einfluß, eines unsteten Gefellen, der, 1493 zu Einsiedeln geboren, ein medizinischer Wandersmann und Allermeltmensch, eine Zeit lang Professor der Chemie in Basel, 1541 zu Salzburg gestorben ist. Theophrastus erschien das ganze Weltall von einer göttlichen Weltseele durchweht, dem Vulcanus; und die phantastisch gedachten Kräfte dieses Vulcanus durchdrangen dann das Universum wie das Einzelne. Der Mensch aber war ihm der mikrokosmische Auszug und Inbegriff dieses Universums; in ihm spiegelten sich und wirkten alle Kräfte des Ganzen; nur trat zu ihnen, wie für jedes Einzelwesen, noch ein besonderes Prinzip der Individuation, ein spezieller und persönlicher Geist, der Lebensgeist, der Archaus. So war ihm die Welt, die Heimstätte des Universalgeistes, voll von einzelnen Lebensgeistern, die einander fördern, anfechten, zu vernichten drohen; und die Krankheiten waren Kämpfe solcher fremden Geister gegen den spezifischen Geist des einzelnen, persönlichen Lebens.

Was für eine kraus und abenteuerlich hypostasirende Gedankenwelt! Und doch wiederum wie voll großer metaphysischer und erkenntnistheoretischer Ahnungen, wie angefüllt von aufdämmernden Problemen der Philosophie Leibnizens und der Nachfolger Kants! So begreift man, daß die Lehre des Paracelsus noch auf Generationen nachwirkte, ohne eigentlich fortgebildet zu werden. Eine gewaltige Reihe von paracelsischen Ärzten und Denkern auf naturwissenschaftlichem Gebiet fällt mit Bergen monotoner Schriften, immer tiefer in Geheimnißkrämerei versinkend, das sechzehnte und zum Theil noch das siebenzehnte Jahrhundert; aus ihrer Mitte ist die einflußreiche Rosenkreuzergesellschaft hervorgegangen; und in den Niederlanden, der Heimstätte bald der größten medizinischen Fortschritte, haben noch die beiden Helmont,

Vater und Sohn, auf der abgeklärteren Gedankenwelt des Paracelsus fortgebaut. Für die empirische Entwicklung der reinen Naturwissenschaften freilich blieb das System des Paracelsus im Einzelnen eben so unfruchtbar wie die pandynamische Naturwissenschaft überhaupt. Sie war ein erster Rausch, der, hervorgehend aus jugendlich emporquellender Ueberschätzung der menschlichen, eben erst zur Freiheit emporsteigenden Erkenntnißkräfte, die neu gewonnene Möglichkeit ungestörten Naturerkennens begleitete: sie konnte die nüchterne Theorie allenfalls anregen helfen; sie zu begründen vermochte sie nicht.

Inzwischen aber war über das bloße, von den allgemeinen Fragen der Philosophie in diesem Falle freilich besonders unklar und wirkungslos

versucht worden, die Weltanschauung auf Grund des angeblich gewonnenen Wissens. Es sind Versuche von besonderer Wichtigkeit. Denn in ihnen zum ersten Male zeigt sich, freilich in hartem Ringen und selbst im besten Falle ohne vollen Erfolg, das Bestreben, neben der christlichen Offenbarung, deren Weltanschauung die einzige des Mittelalters gewesen war, eine andere, von ihr unabhängige Philosophie und Metaphysik zu begründen: es sind erste, stammelnde Bestrebungen, die Sprache eines eigenen Geistes der Zeit zu reden.

Gewiß verlaufen sie noch nicht im ausgesprochenen Gegensatz zum Christenthum. Anknüpfend vielmehr an die mittelalterliche Mystik und wie diese bis zu einem gewissen Grade außerkirchlich, aber nicht außerchristlich, bleiben sie nur, je länger, je mehr, von den allgemein anerkannten Formulierungen der christlichen Lehre fern: was sie denn freilich, bei allem Festhalten an einzelnen christlichen Gedanken und an einigen Hauptstützpunkten der christlichen Dogmatik, schließlich zur Lösung von der Offenbarungstradition und zum Auffuchen eines völlig eigenen Standpunktes hindrängt.

Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß die Reihe der hier zu nennenden Philosophen in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts mit Nikolaus von Kues, einem Kardinal der heiligen römischen Kirche, beginnt und mit dem gottseligen protestantischen Schuster Jacob Boehme zu Görlitz im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts abschließt.

In Kues ist, bei allen Versuchen, im Reiche der Erfahrung auch empirisch zu forschen, ein faulstischer Zug; mehr als Andere leitet er jene Periode des Denkens mit ein, da in ungestümem Angriff und mit einem Zuge erkannt werden soll, was die Welt im Innersten zusammenhält. In diesem Sinn sucht Kues, als Sohn der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts noch an den Gegensatz des Nominalismus und Realismus anknüpfend, zunächst eine höhere Versöhnung dieser Gegensätze. Gewiß, meint er, habe die empirische Forschung vor Allem das Wesen der einzelnen Dinge festzustellen

und damit die Erfahrung in unendlichem Fortgang zu bereichern. Aber daneben stehe doch zu gleichem Recht die Aufgabe, das Ganze zu erkennen und die Gegensätze der Welt dem harmonischen Gedanken eines unendlichen Universums unterzuordnen; mit etwas klareren Begriffen, als Kues sie hatte, ausgedrückt: die Induktion müsse durch Deduktion ergänzt werden. Dies könne nun freilich nur in dem Gewinn einer höheren erkenntnistheoretischen Einheit erreicht werden. Wie aber diese finden? Hier ist der Punkt, wo die Lehren des Cusaners ins Mystische umschlagen. Nur in unmittelbarer Anschauung, nur in einer durch höhere Vernunft bewirkten Intuition, in einer *comprehensio incomprehensibilis* könne Das geschehen. Diese aber sei nur auf dem Boden der Kirche verbürgt. Und so ist schließlich eine freiere mystische Theologie zu leisten berufen, was der Verstand der Verständigen nicht vermag.

Bewegt sich Kues wie eine kleine Zahl unbedeutenderer Nachfolger während des fünfzehnten Jahrhunderts scheinbar noch ganz auf dem Boden der Kirche und bildet er persönlich in der vollen Ueberzeugung korrekter kirchlich-theologische Erkenntnistheorie, nicht aber das mystische System genauer aus, so werden die Naturphilosophen des sechzehnten, des Jahrhunderts der reformatorischen Lösung der Geister, weit kühner. Und es ist kein Wunder, daß wir sie vornehmlich im Lager des Protestantismus und noch mehr in dem des Wiedertäuferthumes und seiner Abzweigungen finden.

Hier entfalten sie nun zunächst die Voraussetzungen einer spekulativen panentheistischen Theologie. Sie betrachten die geschichtlichen Heilthaten des Christenthumes wie die aus ihnen entwickelte dogmatische Begriffswelt nicht mehr als nur einmal geschehen und als auf singuläre historische Thaten aufgebaut, sondern sie nehmen an, daß in ihnen nur der geschichtlich symbolisirte Ausdruck eines allgemeinen, sich stetig in jedem Menschen in seinem Verhältniß zu Gott wiederholenden Zusammenhanges vorliege, der zeitlos und dauernd in der Natur der Menschen, der Dinge und Gottes begründet sei. Dabei ist Christus als der die Welt durchwaltende Logos die Grundvorstellung und die Methode des Denkens ist die hergebrachte der Mystik.

In der Richtung dieser Vorstellungen hat schon Caspar Schwendfeld gedacht, ein anfangs Luther begeistert anhängender, später von der protestantischen Kirche verfolgter Theologe; mit besonderer Deutlichkeit aber traten sie zum ersten Male in Sebastian Franck, dem geistreichen Historiker und Publizisten, hervor. Dem Denken Francks ist Gott eine „frei ausgegossene Güte, eine wirkende Kraft, die in allen Kreaturen wohnt“, und seine Offenbarung geschieht täglich und stündlich in uns. In uns lebt Christus und Adam, gutes und böses Prinzip; in uns wiederholt sich der Sündenfall; in uns wird die Selbsterlösung des Menschen durch den ihm einwohnenden Christus und

die Gnadenwirkung Gottes zu einer ewig erneuten, gesetzmäßigen, typischen Thatfache. So ist denn Frank die christliche Offenbarung als geschichtliche Thatfache nur Unterlage einer philosophischen Symbolik; die Heilige Schrift ist ihm eine ewige Allegorie und ihre Deutung in diesem Sinne wird von ihm nach mythischer Methode vom Standpunkte des panentheistischen Glaubens an die Existenz allwirkender seelischer Kräfte durchgeführt.

Frank ist, wie fast alle Seinesgleichen, einsam und verlassen dahingegangen, in tiefem, entsagungsvollem Ringen, in äußerer Urrast und Flüchtigkeit und in verzehrender Sehnsucht nach einem künftigen Zusammensein mit allen gottfrommen, gutherzigen Menschen: „in und bei dieser Kirche bin, zu der sehne ich mich mit meinem Geist, wo sie zerstreut unter den Heiden und Unkraut umfähret.“

Die panentheistische Theologie Franks und verwandter Geister vertrug nur eine Fortbildung: sie mußte durch volle Einführung des pandynamischen Naturerkennens eines Paracelsus und seiner Nachfolger zu einer allgemeinen sei es pantheistischen, sei es panentheistischen Weltanschauung erweitert werden.

In dieser Richtung brachte die Lehre Valentin Weigels, eines Sachsen, der 1533 zu Großenhain geboren und 1588 als Pfarrer zu Zschopau gestorben ist, den ersten wesentlicheren Fortschritt. Vor Allem wird bei ihm deutlicher als bisher das mythische Erkenntnisprinzip der Verzückung durch das klarere des subjektiven Erkennens ersetzt: unzweideutig spricht er es aus, daß man wissen und verstehen könne nur Das, was man in sich trage; daß mithin die Welt uns Gegenstand der Erkenntnis nur sein könne, weil und insofern wir Mikrokosmen sind. In der Anwendung dieses erkenntnistheoretischen Prinzips aber wandelt Weigel gänzlich die Bahnen des pandynamischen Naturerkennens: wir erkennen die irdische Welt, weil unser Leib die Quintessenz aller weltlichen Substanzen ist; wir erkennen die Welt der Geister und Engel, weil unser Geist siderischen Ursprungs und ein Engel ist; wir erkennen Gott, weil unsere Seele vom göttlichen Wesen ausgeht und, an Gott theilnehmend, göttliche Nahrung erhält in den Sakramenten. Ist in dieser Lehre die Ahnung einer künftigen subjektivistischen Erkenntnistheorie, wie sie voll erst Kant entwickelt hat, durch die Auffassung der Sakramente als der Hilfsmittel verzückten Schauens noch mit der mythischen Erkenntnistheorie verbunden, während die panentheistische Theologie zu den Grundlagen wenigstens einer allgemeinen panentheistischen Metaphysik erweitert ist, so sieht man doch deutlich noch die Altes und Neues unausgeglichen zusammenhaltenden Räfte und die allgemeinen metaphysischen Prinzipien sind noch nicht zu einem System erweitert. Diese Mängel überwand und damit den Abschluß der ganzen theosophischen Naturphilosophie des sechzehnten Jahrhundert brachte Jakob Boehme. In ihm leben noch einmal alle die Tendenzen auf, die in

der selbständigen Philosophie des sechzehnten Jahrhunderts zusammenströmen, und sie finden in ihm ihren Hauptrichtungen nach auch einen harmonischen Abschluß. Von inniger kirchlicher Frömmigkeit, in der Zeit seiner Wanderungen beim brennenden Holzspahn abendlicher Unterhaltungen noch in die letzten Reste mittelalterlicher Mystik und neueren Wiedertäuferthumes eingeweicht, wie sie unter Handwerkern und Kleinbürgern da und dort fortglühten, voll regen Wissensdranges in jene Vächer des Paracelsus und seiner Genossen einbringend, die ihm die fremden Ingredienzien des pandynamischen Naturerkenntnis schon in verarbeiteter Form vermittelten, ist Boehme, einem genialen, ihn unablässig vorwärtstreibenden Schaffenstrieb folgend, zum letzten wahrhaft großen Theosophen unserer Nation geworden und damit zugleich zum ersten neuhochdeutschen Klassiker der philosophischen Sprache. Zwar hält er sich noch nicht in den strengen Schranken einer mit unverbrüchlicher Langweiligkeit gebrauchten Terminologie; als ein Dichter und ein Prophet wählt er vielmehr seine Worte, wie sie der Geist ihm eingiebt, oft mit höchstem Schwung der Phantasie, oft in schwerem Ringen mit der sprachhaft zu gestaltenden Idee: aber gerade diesem Ringen und diesem Schwung verdankt unsere Sprache einen ungemeinen Reichthum neuer Wortbildungen, insofern sie Werkzeug höheren Denkens werden sollte.

Was Boehme sachlich zunächst bewegt, ist das für die ganze Epoche so überaus charakteristische Bedürfnis nach Erlösung. Von diesem persönlichen Bedürfnis indessen springt er alsbald über auf den großen Gegensatz von Böse und Gut, und indem er diesen Gegensatz seiner Entstehung nach bis zum Ursprung zurück verfolgt, wird er der folgenschweren Frage zugeführt, wie das Zusammensein von Böse und Gut in Gott als dem Schöpfer aller Dinge zu denken sei. Und indem er dann weiter dieses Problem kaum anders als in der Form evolutionistischer Anschauung lösbar erkennt, wird er aus den ethischen Betrachtungen hinübergetragen in kosmogonische: und alsbald verknüpfen sich die Bedürfnisse seines empfindsamen und gemarterten Herzens mit den theosophischen Spekulationen der Naturalisten. In Gott waren, wie Licht und Finsterniß, die als Gegensätze auf einander angewiesen sind und deren eines nicht gedacht werden kann ohne die Vorstellung des anderen, so auch Gut und Böse uranfänglich vorhanden: ja, Gott ist uranfänglich recht eigentlich die Ausgleichung der Gegensätze, die *coincidentia oppositorum*. Aber aus ihm, dem Alles und Nichts, dem weder Licht noch Finsterniß, dem weder Böse noch Gut, haben sich diese Gegensätze entwickelt. In welcher Form, darüber erdichtet Boehme eine ganze spekulative Mythologie, in der sich christliche Anschauungen mit anderen Elementen wunderbar verschlingen. Das Ergebnis ist schließlich eine Welt, die als Grenzraum gleichsam eines Reiches der Liebe, des Himmelreiches, und



eines Reiches des Zornes, der Hölle, gedacht wird und in der wir leben, in gleicher Weise theilnehmend an Liebe und Zorn, an Gut und Böse.

Aber diese Lage trägt in sich keine Verheißung der Dauer. Ja, wir selbst haben, wie das Bedürfniß, so die Macht, sie zu ändern, dem Himmelreich zum Siege zu verhelfen, indem wir das Böse in uns vernichten. Das Böse hassen und ertöten: Das ist darum Ziel menschlich-sittlichen Lebens. Und dem Frommen gelingt es. Es ist die Stelle, an der Boehme aus diesem Jammerthal emporsteigt zu den ewigen Sternen. Er weiß: die Zeit wird nahen, da der Kampf der Guten diese Welt überwindet, da sie nicht mehr sein wird, da die Halbheit dem Ganzen gewichen sein wird, da wir eingehen werden in das Licht der Verklärung, das Gottes Offenbarung verheißen hat. Ein großartiges Bild frommer Gedankendichtung, lehrt Boehmes Philosophie, nachdem sie in einer geistreichen Kosmogonie die Weiten der pandynamischen Naturwissenschaft durchmessen und mit den wesentlichsten Bestandtheilen der christlichen Offenbarungslehre durchflochten hat, zurück zu dem einfachsten sittlichen Bedürfniß der Menschenbrust, wie es seine Zeit in dem Begriff der Erlösungssehnsucht zusammenfaßte: ihm allein dient im Grunde seine Lehre. Es ist die vollkommenste Durchflechtung erkenntnistheoretischer und ethischer Forderungen, die vom Standpunkte des Pandynamismus unter leisem Festhalten an den Grundlagen des Christenthumes noch erreichbar war.

So hätte man wohl glauben dürfen, die Philosophie Boehmes werde weite Verbreitung finden. In der That machte sie auch anfangs viel Aufsehen. Allein eine große und dauernde Wirkung hat sie nicht gethan. Das lag nicht nur an der gelegentlich nicht leichten Sprache oder an dem Phantasma ihrer kosmogonischen Partien. Der Grund ist vielmehr, daß die ganze gedankliche Grundlage, auf der Boehme stand, zur Zeit seiner Spekulationen schon stark erschüttert zu werden anfing. Boehme ist der letzte mystische Philosoph im inneren Deutschland auf lange Zeit gewesen; nur in den Niederlanden hat die mystische Spekulation während des siebzehnten Jahrhunderts noch fortgeblüht, um dann, unter wesentlich veränderten Umständen, in Spinoza eine Höhe von außerordentlicher Bedeutung zu erreichen. Im Uebrigen aber wich die Mystik dem Empirismus, der Pandynamismus der Mechanik, das verzückte Naturerkennen dem Experiment und der mathematischen Analyse. Jene spekulative Naturwissenschaft, der die naturphilosophischen Weltanschauungen des sechzehnten Jahrhunderts entsprossen waren, verwelkte; auf Kues war Kopernikus gefolgt und auf Paracelsus folgten Stevinus und Galilei. Man begann, Natur und Welt von ganz anderer Seite her zu betrachten.



Hymnus.

Sinmal im Jahr über dem ewigen Rom
 In einer tiefdunklen Nacht über den Petersdom
 Kommen die Kronen der Welt durch die Lüfte gerauscht.
 Dort, in der Kuppel versteckt, hab' ich ihr Lied erlauscht:

Wir sind die Kronen der Welt,
 Uralte und junge Herrscherkronen,
 Und sind die Kronen über Millionen.
 Vor unserm Leuchten fällt
 So Knecht wie Held
 Dehmüthig nieder vor den Thronen,
 Denn wir verdammen und belohnen.
 Wir sind die Kronen der Welt.

So klingen die Kronen der Welt in einer tiefdunklen Nacht über
 dem Petersdom.
 Dann aber schwingen sie sich höher empor in die Luft, höher empor
 über Rom
 Und ihr höheres Lied braust wie ein ferner Strom:

Wir sind die Kronen der Welt
 Und sind bestellt,
 Von einem Haupte zum andern
 In ewigem Wechsel zu wandern, zu wandern.
 Auf tausend Häuptern zu Fluch und Segen
 Sind wir gelegen
 Und haben die Stirnen, die wir beglückt,
 Zu Boden gedrückt.
 Wann aber, wann kommt der Held,
 Der allen Kronen vermag zu entsagen
 Und alle zu tragen?
 Wann kommt unser Held?
 Wir sind die Kronen der Welt!

So klingen die Kronen der Welt in einer tiefdunklen Nacht über
 dem ewigen Rom.
 Dann aber schwingen sie sich höher, noch höher empor
 Und in den Wolken verrauscht brausend ihr mächtigster Chor...

Und die Wolken ziehn
 Und die Kronen erglühn,
 Tausend Kronen sprühn,
 Tausend Sterne erblühn auf dem himmlischen Feld;
 Und es strahlen fern
 Im Diademe des Herrn,
 In der Krone des Herrn
 Mond und Stern.

Aber schon schwindet die Nacht
 Und die Sonne erwacht.
 Wie ein frohlicher Held
 Tritt sie hervor aus dem Zelt.
 Mond und Sterne verglühn

Und die Sonne, sie lacht über der strahlenden Welt.

Prag.

Hugo Salus.



Beichtgeheimniß.

Sofraths gaben zu Ehren des scheidenden Karnevals eine große Gesellschaft: zuerst wurden den Gästen heitere musikalische Vorträge geboten, danach folgte das Souper und den Schluß bildete der obligate Tanz für die junge Welt. Man war glücklich beim Tanz angelangt. Hofraths jüngste Tochter, Fräulein Thella, die Einzige, die noch zu haben war, wie der hübsche Ausdruck lautet, tanzte nicht. Sie habe ein Bißchen Kopfschmerz, sagte sie; auch Schmerz sie ihr linker Fuß. Die Wahrheit aber war, daß sie weder Kopfschmerz noch Fußschmerz hatte, sondern daß der Tanz ihr kein Vergnügen bereitete. Sie ging auch nicht dekolletirt, wie die meisten anwesenden Damen. Auch Das behagte ihr nicht. Vielleicht nur, weil sie mager war. Offiziell behauptete sie, es sei ihr genicklich. Uebrigens war sie eine reizende Erscheinung mit ihrem überschlanken, feingliedrigen Körper, ihrem pikanten dunklen Köpfchen und den verträumten lichten Augen. Und da sie eine beträchtliche Mitgift zu erwarten hatte, fehlte es ihr natürlich nicht an Verehrern; und es waren ausnahmslos Herren „mit ernstern Absichten“: Das heißt solche, die sich sogar vor der Ehe nicht scheuten. Mehr kann man nicht verlangen. Doch Fräulein Thella verlangte dennoch mehr. Sie machte sich aus keinem ihrer Courschneider Etwas und behandelte alle von oben herab. Nach der Ehe trug sie kein Begehren.

Ihr Vetter Freiz, mit dem sie aufgewachsen war und der bloß drei Jahre mehr zählte als sie, leistete ihr während des langen Rotillons Gesellschaft. Sie selbst hatte ihn sich zum Partner erloren, um „vor den Andern und der dummen Hofmacherei Ruhe zu haben“, wie sie freimüthig zu ihm gesagt hatte. Er war

es zufrieden gewesen und bemühte sich jetzt, sie nach besten Kräften zu unterhalten. Das war nicht leicht. Fräulein Thekla war schwer zu befriedigen und entsetzlich schnell gelangweilt. Er kannte sie genau.

Sie war seine Kinder- und Jugendliebe gewesen: bis vor drei Jahren. Angebetet hatte er seine Cousine. Doch „kühl bis ans Herz hinan“ hatte sie vor ihm gestanden, sich seine knabenhafte Anbetung gleichgiltig gefallen lassen und ihn wie einen grünen Jungen behandelt. Das ist sehr unangenehm und pflegt selbst die heißeste Liebe zu löschen. Eine Zeit lang mied und haßte er Thekla. Dann genas er. Und seit einem Jahr war er verheirathet und, wie es sich gehört oder doch sein sollte, bis über die Ohren verliebt in seine junge Frau.

Ach, seine süße, kleine, kaum zwanzigjährige Frau! Da sah sie, ihm schräg gegenüber, und sandte ihm hinter ihrem Pfausensächer zärtliche Blicke zu. Wie hübsch sie heute wieder war: so weich und rund wie eine Taube, das volle Halschen wie bei einer Taube nahezu versteckt, die Schultern und Alles, was sonst noch zu sehen, blendend weiß und das Gesicht so rund und rosig, das Haar so blond! Sie unterhielt sich immer mit ihm und er brauchte sich dabei nicht einmal anzustrengen. Seine kleine, süße Gerny bewunderte ihn. Für sie war er das Höchste und Beste auf der Welt. Und wie gesund und klug sie war! Das gerade Gegentheil von seiner Cousine Thekla. Diese hatte etwas so Krank- und Räthselhaftes in ihrem ganzen Wesen. War unbequem und verdreht. Ja, sie war entschieden verdreht geworden, — wie alle Mädchen werden, wenn sie nicht rechtzeitig heirathen. Das war es.

Dennoch war er ihr gut geblieben und sie that ihm leid. Wie kann man sich das Leben nur so muthwillig verhauen! Sie hatte ja immer ihre Kunden und Launen gehabt, hatte stets etwas Besonderes haben wollen. Aber daß sie seit fünf Jahren fromm geworden war, setzte doch allem Vorausgegangenem die Krone auf. Das war schlimmer als alles Andere. Und dauerte nun schon so lange. Nahm immer größere Dimensionen an. Tanzen wollte sie nicht und dekolletiren wollte sie sich auch nicht; über die Männer rümpfte sie die Nase und sagte, daß sie in ihren Augen nichts Besseres setzen als . . . Rein! Er wollte sich lieber gar nicht erinnern, was für ein Wort sie gebraucht, mit welchem unsauberen Thier sie die Männerwelt verglichen hatte. Es war zu beleidigend. Geradezu aufreizend war es. Nur eine Ausnahme ließ sie gelten; natürlich. Das verdrosß ihn am Meisten. Die Priester waren anders. Nur die Priester. Und als Sonne unter ihnen leuchtete Theklas Bischofswater, der unvergleichliche Pater Max, für den übrigens eine ganze Reihe von Damen schwärmte. Freiz kannte diesen Pater Max nicht, hatte ihn niemals gesehen. Wollte ihn auch nicht kennen lernen. Ein Bißchen Eifersucht war doch noch lebendig in ihm, trotz der erloschenen alten und der heißen neuen Liebe. Es war doch zu kränkend, wenn er sich entsann, wie Thekla gegen ihn gewesen war, und wenn er sich dann vorstellt, wie sie über diesen Pater Max sprach. Um sie aus ihrer gelangweilten lethargie aufzurütteln und sie, die immer Theilnahmelose und Wortfarge, beredt zu machen, brauchte man bloß an diesen Gegenstand zu tippen: sofort war sie Feuer und Flamme.

Er entschloß sich denn auch jetzt, während des Kotillons, zum Tippen. Thekla sah bereits bedenklich abgepannt aus. Da hieß es, ob wohl, ob übel, zu dem fatalen Pater Max seine Zuflucht nehmen.

„Na, was macht denn Dein Pater Max?“ fragte er mit einer leichten Grimasse.

Thella sah ihn von der Seite an. „Er ist nicht mein Pater Max. Er gehört Allen und Keinem. Mir nicht mehr als jedem Andern.“

„Schön. Also: was macht er?“

„Was er immer thut: Seelen leiten und Seelen retten. Ach, Fritz“ — und sie richtete sich aus ihrer wie geknickten Haltung auf — „ich bin so traurig! Danke Dir: Pater Max fährt zur Fastenzeit nach Triest, um dort die Fastenpredigten zu halten.“

„Na, gönne ihm die Abwechslung“, meinte Fritz.

„Ich gönne ihm den Triestinerin“, entgegnete sie, ihn zurechtweisend.

„Aber ich werde ihn vermissen. Er predigt so wunderbar! Und gerade seine Fastenpredigten waren mir stets die liebsten. Und wenn ich während dieser Wochen beichten will, ist er nicht da.“

„Beichte mir“, rief ihr Vetter. „Einmal ist keinmal.“

Thella lächelte. Es war ein mitleidiges Lächeln. „Dir, mein lieber Fritz, würde ich überhaupt nichts mehr anvertrauen. Niemals mehr.“

„Weshalb denn nicht?“ fragte er etwas gedregert.

„Weil Du verheirathet bist und verheirathete Männer nicht schweigen können. Weil sie Alles ihren lieben Frauen weiter erzählen. Danach gelüftet es mich nicht. Deine süße Taube ist mir innerlich fremd und ich habe kein Bedürfnis, sie durch Dich in meine Geheimnisse einweihen zu lassen.“

„Aber Thella!“ Er ereiferte sich. „Halte mich doch nicht für so albern! Ich selbst habe zwar keine Geheimnisse vor meiner Frau. Doch wenn es sich um die Angelegenheiten einer Dritten handelte . . .“

„Ja, ja: so reden Alle. Aber wenn sie mit der süßen Gattin allein sind und die süße Gattin recht schön bittet . . .“

„Ich gebe Dir mein Wort, daß Du uns verkennt. Du machst Dir überhaupt eine ganz falsche Vorstellung von uns. Die Männer sind unendlich viel besser und auch klüger, als Du Dir einbildest.“

„Wahrhaftig?“ Bedankenvoll sah sie ihn an. „Und wenn ich Dir nun wirklich ein Geheimniß anvertraute: würdest Du schweigen können?“ Sie war sehr ernst geworden.

„Mein Wort darauf, Thella.“ Er war ebenfalls ernst geworden. „Wir sind doch immer gute Kameraden gewesen. Ich fürchte, Dich quält Etwas. Vertraue Dich mir ohne Scheu an. Vielleicht kann ich Dir helfen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Helfen kann mir nur Gott. Was ich Dir zu sagen habe, weiß noch Niemand. Nicht einmal dem Pater Max habe ichs gesagt.“

„Nicht einmal ihm?“ Fritz fühlte sich geschmeichelt. „Also, was ist es denn?“

„Ich taue nicht für diese Welt, Fritz. Und darum habe ich den Entschluß gefaßt, den Schleier zu nehmen und Nonne zu werden.“

Fritz starrte sie an. „Im Ernst?“

„Im vollen Ernst. Und ich will mir den strengsten Orden erwählen und Karmeliterin werden. Wenn man das Ordenskleid einer Karmeliterin anlegt, stirbt man für diese Welt. Man sieht Niemanden mehr — auch Pater

und Rutter nicht —, schreibt und empfängt keine Briefe, ist und bleibt abgeschnitten von Allem“ . . .

„Das ist ja ein ganz entsetzlicher Orden, Thella!“ Er war außer sich. „Und daß so Etwas im zwanzigsten Jahrhundert geduldet wird!“

„In Deinem zwanzigsten Jahrhundert werden viel schlimmere Dinge geduldet: Unzucht, Trunksucht, alle Laster,“ entgegnete sie kalt. „Kümmere Dich lieber um diese Dinge. Die sind gefährlicher.“

„Mag sein. Na, . . . und was thun sie denn, Deine Karmeliterinnen?“

„Sie beten,“ sagte Thella mit einem nur ihr eigenen unnachahmlichen Augenaufschlag. „Betet Tag und Nacht für die sündige Menschheit.“

„Na, schön müßtest Du aussehen im Schleier und Nonnenkleid,“ sagte er mit einem bewundernden Blick auf ihr ekstatisches Gesicht. „Aber muß es denn gerade dieser Orden sein? Und kannst Du denn nicht auch zu Hause für die sündige Menschheit beten? Die Wirkung würde sich ja wohl gleich bleiben.“

„Kein. Hier versteht mich Niemand, fühlt Keiner wie ich. Unter Gleichgesinnten will ich sein. Ach, Fritz, auch Du verstehst mich nicht!“

„Doch, doch,“ sagte er eifrig. „Sehr gut verstehe ich Dich. Aber warum willst Du Dich lebendig begraben lassen, um Gottes willen!“

Sie beugte sich seinem Ohr ganz nah. „Weil ich mich vor mir selbst retten möchte, Fritz,“ sprach sie murrend.

„Wie so denn?“ Er war schon ganz verwirrt. „Was ist denn los, Thella?“

„In meinem Herzen wohnt eine Liebe, die zu hogen eine Todsünde ist,“ kam es flüsternd über ihre Lippen.

„Nanu . . .!“ Er haschte nach ihrer Hand. „Das hatte ich immer gesüchtet; und diesen Vater Max“ . . .

Sie machte eine Schweigen heischende Gebärde. „Still. Solche Dinge spricht man nicht so klipp und klar aus. Ich gehe nach Salzburg, wo ein Karmeliterinnenkloster ist, mache dort mein Noviziat, nehme den Schleier und sterbe für alle Menschen. Auch für ihn. Und er für mich. Jetzt weißt Du Alles.“

„Jetzt weiß ich Alles,“ sprach er wie betäubt nach.

„Und Du wirst schweigen?“ fragte sie sehr eindringlich und legte die Hand auf seinen Arm. „Noch muß mein Entschluß Geheimniß bleiben. Du wirst schweigen, Fritz, nicht wahr? Du hast es mir versprochen!“

„Und ich verspreche es Dir noch einmal,“ sagte er. „Aber was Du mir da anvertraut hast, ist ganz schrecklich!“

„Nur Eins ist schrecklich: die Sünde,“ erwiderte sie ernst.

Verwirrt sah er sie an. Arme, arme Thella! Ihre Beichte hatte ihn aufgeregt und er hatte sogar versäumt, zärtliche Blicke mit seiner jungen Frau zu wechseln. Und so bemerkte er auch jetzt nicht, daß Frau Erny in gespannter Lauscherstellung dasah und scharfe Blicke zu ihm und Thella herüberwarf.

. . . Eine Stunde später fuhr er mit seiner kleinen Frau nach Hause. Als sie ihr hübsches Heim erreicht hatten und im Schlafgemach die Oberkleider ablegten, fragte er sie, wie sie sich amüßte habe.

„Gar nicht,“ antwortete sie in klagendem Ton. „Und ich bin so müde!“

Sie setzte sich auf die Chaiselongue und hielt ihm die runden Händchen hin. „Bitte, hilf mir die Handschuhe ausziehen!“

Wie süß sie Das sagte! Und immer war es so, wenn sie von einer Gesellschaft nach Hause kamen: stets war sie so müde, daß sie sich allein nicht auszukleiden vermochte. Und da man das arme Dienstmädchen nicht wecken wollte, mußte ihr natürlich der Gatte behilflich sein.

Er war ihr auch heute behilflich. Auiete vor ihr und knöpfte ihr die Stiefelchen auf. Damit fing man jedesmal an.

„Warum hast Du Dich denn nicht amüßirt, mein Engelchen?“ fragte er, zu ihr aufsehend.

Sie warf schmollend die Lippen auf. „Weil Du so abhüchlich gegen mich warst! Mich gar nicht beachtet hast!“

„Wie so denn abhüchlich und nicht beachtet, Erny?“

„Na, während des Kostikons. Du weißt schon! Diese Bohnenstange von einer Cousine liegt Dir eben noch immer im Stum.“

„Warum nicht gar!“ Er war mit den Stiefelletten fertig geworden und steckte weiche Pantoffelchen an ihre Füße.

„Ja, ja. Ich weiß, was ich weiß. Und so verblüht sie ist — defolletirt müßte sie übrigens nett aussehen —, sie gefällt Dir noch immer. Und wie sie mit Dir kotettirt hat! Es war gerabegu unanständig.“

„Thekla kotettirt überhaupt mit Niemandem.“

„So? Ich aber sage Dir, daß sie eine Erzkotette ist. Hal' mir doch die Taille auf!“ rief sie ungeduldig und herrisch. „Ich bin ja so schrecklich müde!“

Er hatte ihr mit einiger Mühe die enge Taille auf und zog sie ihr vom Leibe. Ach, wie hübsch sie im mit Spitzen besetzten, schwarzseidenen Korsett ausah! Er wollte sie auf die Schulter lassen. Doch Erny wich ihm aus.

„Laß mich in Ruhe“, sagte sie. „Ich bin böse auf Dich.“

„Aber weshalb denn, Mann?“

Sie legte die Hände an die drallen Hüften. „Weil Du treulos bist und schlecht. Alle Männer sind so. Mama sagt es auch. Und sie hat Recht. Und ich möchte am Liebsten sterben.“

Wahrhaftig: sie fing zu weinen an. Er war sehr bestürzt und zog sie an sich. „Mein Gott, was hast Du denn?“

„Unglücklich bin ich!“ stieß sie heraus. „Das schlechte Mädchen will Dich mir nehmen! Früher hat sie nichts von Dir wissen wollen. Aber heute reizest Du sie, weil Du verheirathet bist . . .“

„Hätte ich ihr nur nicht gesagt, daß Thekla meine Jugendliebe war!“ dachte er. „Warum sage ich ihr aber auch Alles, ich Esel!“

„Ich reizt sie nicht im Mindesten,“ antwortete er der erbohten kleinen Frau.

„Nicht? Und was hatte sie Dir denn in Einem fort aus Ohr zu flüstern? Die Hand auf Deinen Arm zu legen? Sich mit dem ganzen Oberkörper auf Dich zu legen? Hart genug mag ihre Berührung sein und ich beneide Dich wahrlich nicht darum . . . Aber ihre Schlechtigkeit bleibt sich gleich. Wie sie Dich nur angeschmachtet hat! Es hat bloß noch gefehlt, daß sie sich Dir an den Hals warf . . . Und viel hat nicht dazu gefehlt: sie war Dir nah genug!“

„Aber alles Das ist blanker Unsinn, Erny. Komm, ich will Dich vollends auskleiden; dann legst Du Dich schlafen.“

„Ich brauche Dich nicht dazu. So müde ich bin: ich werde mich allein auskleiden. Und schlafen magst Du anderswo. Nicht hier, bei mir.“

Jetzt wurde er ärgerlich.

„Sei doch vernünftig, Erny. Wenn Du wüßtest, was wir zusammen gesprochen haben!“

„Ich weiß es aber nicht. Und Du wirst es mir nicht sagen. Du wirst Dich hüten!“

„Ich gebe Dir mein Wort, daß sie . . . nicht an mich denkt.“

„Ich glaube Dir nicht.“ Sie drängte sich an ihn und weinte aufs Neue.

„Wie kann man nur so grausam sein und seine Frau so quälen!“

Ihre Nähe machte ihm ganz warm und ihre Thränen marterten ihn.

„Sie liebt ja einen Anderen, Erny,“ entfuhr es ihm in seiner Verliebtheit und Bedrängniß.

Erny horchte auf. „Wen denn?“

„Ach, Einen, den sie nicht liebendarf . . . Es ist eine unglückliche Geschichte.“

„Und Du sollst wohl ihr Tröster sein?“ fragte sie, wieder schärfer.

„Bewahre. Ins Kloster will sie, dieser Geschichte wegen. Karmeliterin will sie werden. Und davon haben wir geredet.“

„Davon!“ Sie lachte. „Mag sie ins Kloster gehen! Dorthin paßt sie mit ihrem Augenverdrehen. Und Der, den sie liebt, ist wohl der Pater Max?“

„Ja, es ist der Pater Max.“

Erny lachte noch einmal, fragte noch Allerhand und ließ sich, während er ihr willenlos Antwort gab, ohne Widerrede von ihm entkleiden.

Zweifelich: am Morgen war ihm kapenjämmertlich zu Muth. Und noch schlimmer wurde es, als ihm Erny eine Postkarte brachte. Die Karte war von Thekla. Und darauf stand in großen, weithin leserlichen Schriftzügen: „Hast Du geschwiegen?“

Er schämte sich gewaltig.

Und zwei Stunden später traf eine neue Postkarte ein. Wieder von Thekla.

„Es war nur eine Probe,“ schrieb sie ihm. „Ich bin in den Pater Max nicht verliebt. Ich verehere ihn bloß, — ohne Sünde. Ich will auch nicht ins Kloster gehen. Nur beweisen wollte ich Dir, daß ich Euch richtig beurtheile und daß Ihr Ehemänner den Mund nicht halten könnt. Und froh bin ich, daß die Kirche, klug wie immer, den Elibat über ihre Diener verhängt hat. Was würde aus dem Beichtgeheimniß werden, wenn auch die Priester heirathen dürften!“

Thekla.

P. S. Laß Erny beide Karten lesen, wenn sie es nicht bereits von selbst gethan hat. Aber wie ich die Ehefrauen kenne, hat sie die Karten vor Dir gelesen.“

So war es auch. Erny wußte die zwei Postkarten schon auswendig. Und so schämte er sich auch vor ihr, seines „Reinfalls“ wegen.

Doch die kleine Frau tröstete ihn. „Laß sie schwätzen!“ sagte sie. „Wenn sie einmal einen Mann hat — ich fürchte zwar sehr, daß sie Keiner mehr nimmt —, wird sie es genau eben so machen. Darauf kannst Du Dich verlassen!“

Wien.

Emil Marriot.



Kinderrechte.

Der mongolische Kaiser Dschingis, der die Kindes- und Elternliebe der Chinesen kannte, deckte, als er sie bekriegte, seine Vorhut mit den Kindern und Eltern seiner Feinde. So decken die Antifeministen mit der Mutterschaft ihre Argumente, um die Invasion des weiblichen Feindes in ihre Gebiete zu verhindern.

Trotz der Heiligensprechung der Mutterschaft ist das Kind in der Menschheitsgeschichte noch nie zu seinem Recht gekommen. Die ungeheure Sterblichkeit der Säuglinge legt Zeugniß davon ab. Und es ist das Recht des Kindes, zu leben. Generationen von Kindern verrohen, entarten im Giftthauch einer entfühllichten Umgebung. Schutz vor körperlichen und geistigen Mißhandlungen ist das Recht des Kindes.

Wer nicht schauernd, von grenzenlosem Erbarmen durchglüht, die Berichte über das Kinderelend in den englischen Fabriken gelesen hat, trägt ein Herz von Stein in der Brust.

Nur von dem kleinen Kinde will ich heute sprechen, von dem Baby, für das Andere verantwortlich sind.

Welche Andere?

Die Mutter?

Ja, wenn wir an die Mutter von Gottes Gnaden glauben. Die Verheiligung der Mutterschaft gehört zu den konventionellen Verlogenheiten.

Wie? Diese kleinen Kinder, die liebende Mütter haben, auch die kämen nicht zu ihrem Recht?

Auch sie — in der Mehrzahl — nicht.

Die Gegner der modernen Frauenbewegung freilich sehen in der Mütterlichkeit des Weibes die Verbürgung der Rechte des Kindes. Daher ihre feindliche Haltung gegen die umstürzlerischen Weiber der Emanzipation, die, wie es scheint, nichts Geringeres planen als einen neuen bethlehemitischen geistigen Kindermord.

Daß alle seelischen und physischen Kräfte des Weibes nur der Mutterschaft zu dienen haben, daß auf der Mütterlichkeit ihre Genialität beruhe, wird neuerdings wieder mit den Zeusgebärden souverainen Unwissens der Welt verkündet. Wie sich in Wirklichkeit das Leben der Frau als Mutter der Babies abspielt, will ich zu schildern versuchen.

Die Mutterliebe ist ein Naturtrieb.

So recht von Herzen kann ich nicht einmal an diesen kaum je bezweifelte Naturinstinkt glauben.

Legt ein fremdes Kind statt des eigenen der Mutter, die eben geboren hat, in die Wiege und sie wird das untergeschobene Geschöpfchen — falls

sie von der Vertauschung nichts weiß — in ihr Herz schließen, als wäre es ihr leibliches Kind. Ich kenne Fälle, wo kinderlose Frauen ein adoptirtes Kind mit der denkbar inbrünstigsten Mutterliebe umfaßten. Nicht der Naturinstinkt scheint mir der Grundpfeiler der menschlichen Mutterliebe; eher ist es das Schaffen und Wirken an dem Kinde. Die Mutter fühlt sich als das Schicksal des kleinen hilflosen Geschöpfes, das ihr anvertraut wurde, wobei allerdings die Vorstellung, daß es ihr eigenes Fleisch und Blut ist, mitwirkt. Die Vorstellung sage ich, — nicht die Thatfache.

Ein Beispiel aus meinem eigenen Leben mag das Gefagte erläutern. Aus irgend welchem Anlaß wohnte einmal eine kleine Nichte einige Monate bei mir. In kürzester Zeit liebte ich das Kind, das ich vorher kaum gekannt hatte (die Eltern wohnten in einer anderen Stadt), wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann. Seine Gegenliebe bereitete mir Entzücken, es war mein Geschöpfchen, das ich zu behüten, zu versorgen hatte, für das ich verantwortlich war. Als das Kind mir wieder genommen wurde, entschwand es allmählich aus meinem Gedächtniß und aus meinem Herzen.

Ein noch markanteres Beispiel, wobei es sich freilich um einen Mann handelt, einen älteren Herren und vielbeschäftigten Kaufmann. Dieser Mann — ein naher Verwandter von mir — hatte acht Kinder, denen er keinerlei Interesse zuwandte; höchstens zeigte er an ihren weltlichen Erfolgen einige Theilnahme. Die Kinder gehörten ganz der eifrigen, willensstarken Mutter. Der charakterschwache Vater war eine Null im Hause. Einer seiner Söhne starb mit der Bitte auf den Lippen, daß der Vater sich seines verlassenen, unehelichen kleinen Mädchens annehmen möge. Und dieser trodene Geschäftsmann, der sich um seine eigenen Kinder nie gekümmert hatte, wurde diesem Kind ein überzärtlicher Vater. Sein ganzes Gemüthsleben konzentrierte sich auf die Kleine, die wahrscheinlich ohne ihn gestorben oder verdorben wäre. Es war rührend, zu beobachten, wie er heimlich, fast mit dem Gefühl einer Schuld, Tag für Tag zu dem Kinde schlich und sich mit Geschenken und zarter Fürsorge für die Enkelin nicht genug thun konnte. Und das Kind gab ihm Liebe für Liebe. Daß es ja in der That aus seinem Blute stammte, hatte mit seiner Liebe nichts zu thun.

Es ist eine oft gemachte Wahrnehmung, daß ein Vater seinem ehelichen Kinde häufig erst dann ein echter fürsorgender Vater wird, wenn der Tod ihm die Gattin, dem Kind die Mutter entrißen hat.

Zum Bestand der Mutterliebe gehört als wesentliches Element die Gegenliebe des Kindes. Denken wir uns diese Liebe ausgeschaltet, so dürfte die Mutterzärtlichkeit eine starke Abkühlung erfahren. Ich kenne Fälle, wo Mütter mit einer zahlreichen Kinderschaar diejenigen Kinder, die sie mit der eigenen Milch genährt haben, leidenschaftlich liebten, den Ammenkindern aber,

die, von der Mutter sich wendend, nach der Amme schrien, abhold waren. Kluge und gute Frauen freilich werden es verstehen, sich der kleinen Geschöpfchen, wenn die Amme entlassen ist, zu bemächtigen.

Welches aber auch der Grund und Urgrund der Mutterliebe sein mag: sie ist da, sie wird immer da sein, selbst wenn Titaniden der Emanzipation den Himmel dieser Gemüthswelt zu stürmen sich unterfangen wollten; eine Liebe mit leichtem Anklingen an Mystisches, das das Kindchen in Zusammenhang bringt mit dem „Woher“? „Wohin“? aller Kreatur, und als ob in der klaren Tiefe dieser fragenden Kinderaugen noch ein Abglanz ruhte von einer anderen Welt, aus der sie kommen, — Engelsbilder, die irgendwo Flügel verloren.

Warum aber soll diese Liebe eine so überaus geniale, das Leben der Frau erschöpfende Leistung sein? Schlechte und gute Frauen lieben in gleicher Weise ihre Kinder; und sie lieben auch ihre seelisch mizrathenen Sprößlinge, die voraussichtlich der Menschheit Unheil bringen. Und solcher Liebe ein Heiligenschein? Wir bewundern doch auch den Künstler nicht, der sein mißlungenes Werk anbetet; eher lächeln wir darüber hinweg, mitleidig, geringschätzig.

Die Zärtlichkeitsbeweise, die Liebkosungen, die eine Begleitererscheinung der Liebe für die Babies sind, machen offenbar der Mutter mehr Vergnügen als dem Kinde. Diese Liebe, die ein so kleines, hirn- und seelenloses Geschöpfchen brünstig umklammert, es förmlich in sich saugt, in ekstatischer Wonne, bezeichnet das starke sinnliche Element in der Mutterliebe. Die Kinder vor Liebe aufessen, ist eine oft angewandte Redensart.

Diese zärtlichen Muttergefühle immer auf dem Präsentirteller, als *plébeo de résistances* in der Argumentation gegen die Frauenbewegung, ist aufdringlich, abstoßend. Wie man in seinem Kämmerlein betet, so liebe man daheim sein Kindchen. Aber ich sehe keinen Grund, Gefühle, die einen so reichen Lohn schon in sich selbst tragen, als ungeheure, Ehrfurcht gebietende Qualitäten an die große Glocke zu hängen, Heiligenscheine dafür als Duzendmaare auf den Markt zu werfen, auch für Sicrnen, hinter denen nie eines Gedankens Gluth gestrahlt, nie ein Funke von Edelsinn auch nur geglimmt hat. Mir ist dieses Progen mit der Mutterliebe — eine erweiterte Selbstliebe — widrig. Frauen können ihren Kindern die zärtlichsten Gefühle weihen und sich anderen Kindern, ja, der ganzen übrigen Menschheit gegenüber herz- und gemüthlos erweisen. Das wäre die echte Mutter, die allen Kindern hold ist.

Viele Frauen haben vielleicht keine anderen Vorzüge, aber gar keine; sie können vielleicht nicht einmal kochen: da bleibt ihnen doch immer noch die Mutterliebe. Die kostet keine Arbeit, wird nicht erworben, ist von selbst da, und je heftiger sie da ist, um so mehr rückt sie die Mutter in eine verklärnde Beleuchtung.

Die Mutterliebe entbehrt der Idealität, die man ihr zuspricht, wenn es mir auch fern liegt, zu leugnen, daß es eine Mutterliebe gibt, die rührend und ergreifend ist, eine Liebe, die immer tröstet, immer verzeiht, die immer gibt und niemals nimmt, die selbst an dem entgleisten Kinde, das am Pranger der Menschheit steht, in unverbrüchlicher Treue festhält. In Romanen kommen diese Mütter noch häufiger vor als im Leben.

In dem Aufsatz eines geistvollen Schriftstellers las ich kürzlich, Rousseau habe für die gebildeten Europäer erst das Kind entdeckt. „Seitdem wurde es Mode, an dem kleinen Ding Etwas zu finden. Bis dahin fand die Mutter selten den Weg in die Kinderstube. Der Mutter wurde es bequem gemacht, nicht dem Kinde. Daher die Schaukelwiege, der Lutschbeutel, das Steckfisen. Noch heute ist es in der Normandie Brauch, den Säugling in der Küche an einen Nagel zu hängen. Die Wilden sind schlechte Mütter.“ Die Gewähr für die Richtigkeit dieser Darstellung überlasse ich dem Autor.

Es sind die kleinen hilflosen Geschöpfe, die Babies, denen die Mutter die größte Zärtlichkeit widmet. Der Säugling in der That ist von der Natur auf die Mutter angewiesen. Bei der heutigen Beschaffenheit der Frau kommt das Säugetier nur zu oft in Wegfall. Surrogate für die Muttermilch mögen in vollkommener chemischer Zusammensetzung noch nicht vorhanden sein. Sie herzustellen, bleibt der Zukunft vorbehalten.

Es ist vorauszusehen, daß die Mutter der Zukunft im Stande sein wird, ihre Nährpflicht besser zu erfüllen als die jetzige Generation. Die Erfahrung widerlegt die Ansicht, daß die Nährthätigkeit auf den geistigen und körperlichen Zustand der Frau ungünstig einwirkt. Im Gegentheil: viele Frauen fühlen sich in dieser Zeit besonders wohl.

Vorkehrungen zu treffen, daß die Mutter ihres Säugetieres neben einer Berufsthätigkeit walten kann, liegt im Bereich der Möglichkeit.

Eine ausgezeichnete Schriftstellerin weist auf „die ungeheure psychologische Bedeutung hin, die die persönliche Pflege des Kindes für die Mutter habe.“ Die persönliche Pflege und Fürsorge . . . Um! Die Mutter wäscht, wickelt, badet Tag für Tag das kleine Kindchen, sie giebt ihm das Fläschchen und kocht ihm das Süppchen, füttert es, trägt oder fährt es spaziren, singt es in den Schlaf, näht und wäscht seine Kleidchen und besorgt nachts, was zu besorgen ist.

Thut sie Das?

Bewahre! Dazu ist ja die Kinderfrau da.

Ob eine Pflicht für die Frau besteht, ihr ganzes Leben den Kindern zu widmen, darüber mag man verschiedener Meinung sein. Daß kaum eine Frau dieser Pflicht nachkommt, ist sicher; sie kann es auch nicht, ohne ihre soziale Stellung, ihre gesellschaftlichen Beziehungen, ihren Gatten an den Nagel zu hängen (ich meine Das bildlich).

Wohlgemerkt: ich spreche hier immer nur von der Mütterlichkeit mit Ausschluß des Proletariates, bei dem die Nothlage die Kinderfürsorge auf ein Minimum herabdrückt.

Das Warten der kleinen Kinder ist außerordentlich angreifend. Eine durch lange Uebung erworbene Geduld gehört dazu, Ruhe, starke Arme und sogar eine gewisse Freiheit von allzu heftigen Liebesaffekten. Siehe: Klein Eyolf. Das kleine Kind bedarf der unansgesehensten Beaufsichtigung.

Ich kenne eine wahnsinnig zärtliche Mutter, die als sie von einer seltsamen Krankheit hörte, die irgendwo unten im Süden ausgebrochen sein sollte, bei der Vorstellung, daß ihre Lieblinge davon ergriffen werden könnten, in heiße Thränen ausbrach. Die selbe junge Frau aber versicherte, sie würde lieber Holz hacken, als ihre Kinder den ganzen Tag warten.

In Frankreich und Italien wurden und werden noch heute vielfach die kleinen Kinder auß Land gegeben, theils aus hygienischen Gründen, theils, weil es eben Landesbrauch war. Daß die Mutterliebe in diesen Ländern ausgestorben ist, bezweifle ich. Die Tage, an denen die Kinder besucht werden, sind Festtage für die Familie. In keinem Lande Europas giebt es zärtlichere Eltern als in Italien; sogar der Vater nimmt dort im vollsten Maße daran seinen Theil. Und sind die Engländerinnen etwa Rabenmütter? In England ist die Pflege der kleinen und kleineren Kinder völlig der nurse überlassen. Die nurse ist eine gründlich und trefflich für ihren Beruf geschulte Person, die ihre ganz bestimmten, weitgehenden Rechte hat, Rechte, die selbst die Mutter nicht anzutasten wagt; und auch nicht anzutasten braucht. Ja: eine englische Mutter schickt ihre Kinder allein mit der nurse in bestimmte Seebäder und darf der Ueberzeugung sein, daß sie selbst nicht besser für die Kinder dort sorgen könnte, als die nurse es thut. Auch bei uns in Deutschland sind die Kinderfrauen Nothhaberinnen; leider sind sie nicht annähernd so tüchtig und geschult wie die englischen nurses. Ihre Unzulänglichkeit beruht aber doch nicht auf einer Naturnothwendigkeit. Man wird für Institute zu sorgen haben, aus denen Kinderpflegerinnen hervorgehen, die den englischen ebenbürtig sind.

Ich habe verkehrt und verkehre noch in einer großen Anzahl gebildeter und intelligenter Familien. Einige davon sind reich, andere arm. In all diesen Familien werden die Kinder zärtlich geliebt, oft über das vernünftige Maß hinaus, und in all diesen Familien ist der Verkehr der Mütter mit ihren Kindern völlig gleich. Die Mutter ist den Tag über zwei, wenn es hoch kommt, drei Stunden mit ihren Kindern zusammen. Die Kinderfrau (später das Kinderfräulein) bringt morgens das Kindchen zum Morgengruß ins Schlaf- oder Wohnzimmer der Mutter. Die kost und spielt ein halbes Stündchen mit ihm. Dann zieht sich die Wärterin mit dem Kleinen wieder

in die Kinderstube zurück. Ist das Kindchen noch ganz jung, so wird Muttchen wohl zu ihrem Vergnügen als Zuschauer zum Baden eingeladen. Nach Tisch zum Dessert und nachmittags beim Kaffee präsentirt die Kinderfrau abermals das Herzblättchen auf kurze Zeit. Und ab und zu im Laufe des Tages steckt Muttchen wohl noch flüchtig den Kopf ins Kinderzimmer, mit dem kleinen Schatz liebäugelnd oder ihn mit vielen, vielen Küssen ersüßend. Und liegt Kindchen abends im Bett, so ruft die Kinderfrau sie zum Gutenachtsgesängen und zum Gebet, falls das Muttchen nicht gerade durch Theater, Konzerte oder Gesellschaften in Anspruch genommen ist.

Baby ist Muttchens Zeitvertreib und Spielen und Kosen sein Inhalt.

Den größten Theil des Tages gehören die Kinder der Kinderfrau oder dem Fräulein. Die Mutter stattet nur Besuche im Kinderzimmer ab, das Kind nur Besuche im Wohnzimmer. So ist es. Wer aber meint, daß hier Wandel geschafft werden müsse, damit der Mutter allein „der ungeheure psychologische Vortheil der persönlichen Pflege des Kindes“ zufalle, Der trete offen für die Abschaffung der Kinderfrauen ein, statt — wie es gewöhnlich geschieht — diese breiten Machthaberinnen in der Kinderstube völlig zu ignoriren.

Die Wärterin meiner Kinder bekam Wuthanfalle, wenn ich einmal mein Kind selbst baden, Wickeln oder im Garten spaziren fahren wollte. Das sei ihre Sache. Sie empfand mein Eingreifen als eine Ehrverletzung, eine tödtliche Kränkung. Und ich, — ich suchte heimlich, hinter ihrem Rücken, meinem Kindchen beizukommen. Die Despotin an die Luft zu setzen, wäre natürlich vernünftiger gewesen.

Gewiß hat die Mutter immer und überall die Pflicht zur Oberaufsicht über die Kinderwärterinnen. Die Wirksamkeit der Oberaufsicht aber hängt viel weniger von ihrer Liebe und der Zeitdauer ab, die sie dieser Thätigkeit widmet, als von ihrer Intelligenz und ihrem Charakter.

Ist die Mutter als Pflegerin und Erzieherin eine absolute Nothwendigkeit für das Kind? Ist die Untrennbarkeit von Mutter und Kind ein für alle Ewigkeit geltendes Prinzip? Zwei Gesichtspunkte kommen dabei in Frage. Erstens: die Freude und das Glück der Mutter am Kinde; und zweitens: das Gedeihen und das Glück des Kindes.

Die Freude und das Glück der Mutter! Ja, wissen denn die Frauen nicht selbst, wo ihr Glück, wo ihre Freuden blühen? Ist das Kind ihr größtes Glück, ihre intimste Freude, so werden sie es sich um keinen Preis der Welt entreißen lassen, am Allerwenigsten aber werden sie sich dieses Glückes freiwillig entäußern. Und es ist ein Luzeus der Großherzigkeit, wenn die Männer sich so feurig für das Glück ihrer Schwestern ereifern.

Und: die Wohlfahrt des Kindes. Wie? Ist das Herz der Mutter

nicht ihr bester Hort? Darauf antworte ich: Das Kind gedeiht da am Besten, wo eine erzieherisch begabte Persönlichkeit von edler Gesinnung, von Intelligenz und Herzengüte über ihm wacht, es leitet und führt. Besitzt die Mutter diese Eigenschaften: um so besser. Besitzt sie sie nicht, dann wird das Kind in ihrer Sphäre das bestmögliche Gedeihen nicht finden.

Und die heilseherische Kraft des Mutterinstinktes? Gehört sie doch zu den auswendig gelernten ewigen Wahrheiten, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Erst kürzlich las ich in der Schrift eines warmen Feministen, daß „selbstverständlich, wie bisher, so auch in Zukunft die wunderbar heilseherische Kraft des liebevollen Mutterinstinktes das Beste thun wird.“ So lange man sich von dieser alteingefessener Wahnvorstellung nicht frei macht, wird der milden Engelmacherei der Instinktmütter Vorschub geleistet. Ich glaube nicht an die Wunderwirkung des Mutterinstinktes; eher scheint mir die Mutterliebe, die nur in Ausnahmefällen nicht blind ist, ein Hemmniß des fruchtbaren Wirkens am Kinde.

Und das Glück des Kindes? Braucht das Kind nicht Liebe? Gewiß. Aber es gilt ihm gleich, von wem die Liebe kommt. Es kann die Mutter sein; sie braucht es aber nicht zu sein. Die Liebe des Kindes zur Mutter ist ganz sicher kein Naturinstinkt. Sein instinktives Bedürfniß nach Liebe und Anhänglichkeit fällt den Personen zu, die ihm Lust bringen, sei es durch Nahrung, Spielzeug oder was ihm sonst Behagen schafft. Der Säugling von sechs Monaten jauchzt der Amme, nicht der Mutter entgegen. Bei dieser Kindesliebe ist eben auch die Gewohnheit dauernden Beisammenseins und das Gefühl der Abhängigkeit von der pflegenden Persönlichkeit ein stark mitwirkendes Element. Daraus ist zum Theil die merkwürdige Erscheinung im Kindesleben zurückzuführen, die mich oft mit Staunen und Stoll erfüllt hat: daß die kleinen Kinder ihren Wärterinnen, auch wenn sie schlecht und ungerecht von ihnen behandelt werden, leidenschaftlich anhängen.

Ich betone hier ausdrücklich, daß nie und nimmer ein Gewaltakt das Kind von der Mutter reißen soll. Was das Recht des Kindes erheischt, wird sich in langsamer, allmählicher Entwicklung zu höheren Kulturstufen von selbst ergeben.

Wenn die Kindchen bei der Aufziehung durch ungeschulte Kinderfrauen und unreife Kindermädchen nicht zu ihrem Recht kommen: der Mutter ist kein Vorwurf zu machen. Sie ist eben, wie sie sein kann. Die Babies kommen nicht zu ihrem Recht, weil die Mütter selbst nicht zu ihrem Recht gekommen sind. Das heißt, nicht zur Entwicklung der Intelligenz, die ihnen das Verständniß für die Psyche des Kindes erschlossen hätte, der Kenntnisse, von denen das leibliche Wohl des Kindes abhängt; wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß auch eine Frau, trotz aller Intelligenz und allem Wissen,

wenn ihr die erzieherische Begabung abgeht oder schlechte Charaktereigenschaften ihre Geistesvorzüge neutralisiren, eine ungute Mutter sein wird.

Die Mutterschaft soll mehr sein als eine auf selbstischen Vorstellungen beruhende, undisziplinierte Gefühlschwelgerei.

Bisher ist in dem Verhältniß von Mutter und Kind die Mutter mehr zu ihrem Recht gekommen als das Kind. Sehr erklärlich. Die Mutter redet, das Kind nicht.

Auch die Umwertung der Mutterschaft steht auf dem Programm der Zeit. Daß sie eine unvergleichliche Vertiefung und Bereicherung erfahren wird, wenn die Frau erst zu Lebens- und Erkenntniß-Höhen gestiegen ist, die ihr bis jetzt nicht zugänglich waren, unterliegt für mich keinem Zweifel. Die Mutter von heute und gestern wird nicht mehr die Mutter der Zukunft sein.

Man vergleicht gern die junge Mutter mit dem Kind im Arm einem Madonnenbild. Und Das wäre wohl die rechte Mutter, die, gleich der Mutter Maria, mit ehrfürchtiger Inbrunst auf das Kind in ihrem Schoß blickt, in der Erkenntniß, daß das Kind die Zukunft bedeutet. Das heißt: einen Fortschritt der Menschheit. Zu solchen Müttern verhelpe die große moderne Frauenrevolution dem Kinde!

Die Emanzipation des Weibes ist das Recht des Kindes.

Hedwig Dohm.



Generalversammlungen.

In alter, erfahrener Börsemann sagte mir einmal: „Lieber Freund, Sie mögen gegen unsere Bank schreiben, was Sie wollen; wenn die Kurse steigen, ist doch Alles nicht wahr.“ Den Eindruck, daß Alles nicht wahr ist, was früher behauptet und nicht widerlegt wurde, hat man besonders, wenn man die Generalversammlungen der Banken besucht. Namentlich bei der Frühjahrsparade der Rationalbank für Deutschland konnte man glauben, Alles, was im Vorjahr geschehen war, sei längst aus der Erinnerung verschwunden. Fünfzehn Aktionäre waren anwesend. Freilich waren noch mehr Leute im Saal; aber der Eingeweihte erkannte darunter manchen Auch-Journalisten, der stets, mit einer Aktie bewaffnet, in die Versammlungen zu gehen pflegt. Und unter den fünfzehn „echten“ Aktionären, die wenig mehr als 4 Millionen Mark Kapital vertraten, bestand der größte Theil noch aus den Angestellten interessirter Firmen. Neben anderen sahen wir einen Vertreter der Firma Wiener, Levy & Co., deren Mitinhaber im Aufsichtsrathe der Bank sitzt. Da wird uns immer sehr feier-

lich verkündet, daß bei der Dechargierung Aufsichtsrath und Direktion sich der Abstimmung enthalten, wie es das Gesetz verlangt. Bewiß: Herr Levy stimmt nicht mit; aber der Prokurist der Firma Levy & Co. darf stimmen. Unsere modernen Aktionärversammlungen trifft mit bitterer Wahrheit das Wort jenes Leiters einer französischen Generalversammlung, der, als ein Aktionär sich eine Cigarre anzünden wollte, ihm zurief: Ne fumez pas, monsieur! Vous ne voyez donc pas tous ces hommes de paille? Ferner sah unter den „echten“ Aktionären ein Prokurist der Firma Harby & Co., deren Inhaber, Herr Andreae, neu für die Wahl zum Aufsichtsrath vorgeschlagen war. Das Interessanteste an dieser Versammlung war das Auftreten des Herrn Generalkonsuls Vandau, der feierlich erklärte, zwischen ihm und der Direktion habe es niemals irgend welche Differenzen gegeben. Er habe seine Stellung als Aufsichtsrath der Nationalbank für Deutschland aufgegeben, als er merkte, daß ihm die Zeit zur Erledigung all seiner Amtspflichten fehle; und niemals habe er gegen den Willen der Direktion ein Geschäft bei der Nationalbank durchgesetzt. Das wurde vom Vorstandstisch her bestätigt und außerdem erklärt, niemals hätten ernstere Meinungsverschiedenheiten, als sie unter Kollegen unvermeidlich seien, zwischen den verschiedenen Mitgliedern der Direktion geherrscht. Alles, was über solche Differenzen verbreitet worden sei, gehöre ins Reich des Mythos. Bekanntlich waren aus den Bureaux der Nationalbank Meldungen durchgesickert, die sich weniger friedlich ausnahmen. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen den lieben Kollegen Peter und Stern sollten nach jenen „unwahren Erzählungen“ manchmal so ernst gewesen sein, daß aus den Tintenfässern der schwarze Saft erschreckt emporspritzte. Herr Direktor Peter ging denn auch, wie es hieß, „aus Gesundheitsrücksichten“. Daß die Demission wirklich keinerlei andere Gründe hatte, wird, nach den blühenden Erklärungen vom Vorstandstisch aus, jezt Niemand mehr zu bezweifeln wagen. Aber gegen andere Erklärungen regen sich doch Zweifel. Daß Herr Vandau gegen den Willen der Direktion keine Geschäfte gemacht hat, ist klar. Nur hatte er eben zwei Vertreter in der Direktion und auch die Mehrheit des Aufsichtsrathes zeigte sich ihm so gefügig, daß es wahrscheinlich keiner besonderen Energie bedurfte, um die Geschäfte, die er machen wollte, durchzusetzen. Ist etwa die Nationalbank nicht von ihm mit der Kleinbahngesellschaft hereingelegt worden? Und ist das Kleinbahngeschäft nicht eins der skandalösesten Geschäfte, die in der vorläufig letzten Gründungsperiode überhaupt gemacht worden sind? Auf diese heikle Frage ging Herr Vandau nicht näher ein. Es war auch nicht nöthig; denn was geschehen ist, ist geschehen. Und es soll hier immerhin noch als ein achtbares Zeichen persönllichen Muthes gerühmt werden, daß er überhaupt in die Generalversammlung kam, um den Aktionären Rede und Antwort zu stehen. Doch hätte er besser gethan, diesen guten Eindruck nicht dadurch zu verwischen, daß er sich plötzlich spreizte und Werth auf die Feststellung legte, er habe in den Zeiten der Hochkonjunktur nicht in 37, sondern nur in 31 Verwaltungsräthen gesessen. Er hätte auch, wenn es ihm irgend möglich war, verhindern sollen, daß einer der Aktionäre ein Loblied auf ihn anstimmte und ihn beinahe stehentliß bat, doch wieder in den Aufsichtsrath zurückzukehren. Ich glaube, der Herr Generalkonsul thäte gut, wenigstens erst etwas Gras über die Dinge, die geschehen sind, wachsen zu lassen; und seine intimsten Freunde konnten ihm keinen besseren

Rath geben als den: vorläufig lieber hinter den Coulissen Banken zu fusioniren, als im Licht der Rampe schon wieder in Hauptrollen aufzutreten.

Die Nationalbank-Versammlung war insofern eine Ausnahme von der Regel, als sich ein paar neugierige Aktionäre fanden, die nach Diesem und Jenem fragten und sich sogar sehr schwer zufrieden gaben, obwohl Herr Direktor Stern auf jede Anfrage Etwas — wenn auch nicht gerade viel — zu erwidern wußte. Drei Punkte interessirten besonders. Natürlich wurden die Beamtenentlassungen berührt. Herr Stern ging mit beneidenswerther Nonchalance darüber hinweg; nur jungen Leuten, die man nicht brauchen konnte, sei gekündigt worden. Die Sache sei in der Oeffentlichkeit aufgebauscht worden. Mehrere Beamte, die zum ersten April keine Stellung bekommen konnten, habe man behalten. Ich habe hier früher über die Beamtenentlassungen der Nationalbank genau, mit Ziffern belegte Angaben gemacht, die nicht widerlegt worden sind. Danach hatte auch die oft gescholtene Oeffentlichkeit alle Veranlassung, sich über die Entlassungen aufzuregen. Sogar Leuten, die seit elf Jahren in der Bank arbeiteten, war gekündigt worden. Herr Stern sagte den Aktionären ferner, man werfe ihm vor, Beamte entlassen zu haben, und finde wiederum doch das Unkostenkonto noch immer zu hoch. Ja, vergißt denn Herr Stern ganz, daß in dem Unkostenkonto für das Jahr 1900 210 000 Mark Direktorentantieme stecken? Solche Posten dürften wohl von den Aktionären bemängelt werden, nicht aber die Beamtengehälter, die nach meiner damaligen Aufstellung recht kärglich waren. Dann wurde das Bankgebäude monirt. Ein Aktionär meinte, ihm sei erzählt worden, einige Räume seien so luxuriös ausgestattet, daß kein Beamter sie betreten dürfe. Herr Stern gab zu, das Gebäude sei in der Zeit der Hochkonjunktur wohl etwas luxuriöser angelegt worden, als es in schlechteren Zeiten geplant worden wäre; trotzdem sei es noch billig und man hätte es schon mit Nutzen verkaufen können. Endlich wurde darauf hingewiesen, daß noch immer kein dritter Direktor neben Herrn Stern und Herrn Magnus fungire. Man konnte den Aktionären, angesichts der Art, wie Herr Stern die an ihn gerichteten Fragen beantwortete, nicht verargen, daß sie Sehnsucht nach einem dritten Direktor empfanden. Aufsichtsrath und Direktion versicherten, man suche schon lange nach einem tüchtigen Mann, es sei aber sehr schwer, einen zu finden. Mit Recht hob ein Aktionär hervor, daß man genug tüchtige Leute finden könne, wenn man endlich der Unsitte entsage, immer nach großen Namen Umschau zu halten und die unthätigsten Direktoren nur wegen ihrer schön klingenden Titel anzustellen.

Die Nationalbank kann trotz Alledem den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, noch immer die „natürlichste“ Generalversammlung gehabt zu haben. Wenigstens waren Opponenten da, die allerdings, wenn sie etwa den Ehrgeiz gehabt hätten, Anträge zu stellen, nichts auszurichten vermocht hätten. Doch macht die Anwesenheit solcher Aktionäre immerhin nach außen einen guten Eindruck.

Ganz anders ging es bei der Dresdener Bank zu. Trotz Allem, was bei diesem Institut vorgekommen ist und was doch mindestens zu kritischen Anfragen reichlich Anlaß gegeben hätte, sprach Niemand mit der Direktion ein ernstes Wortchen. Bertreten war eine so auffallend kleine Aktiensumme, daß die übliche Interesselosigkeit der Aktionäre zur Erklärung nicht ausreicht. Man tuschelte, die Mehrzahl der Aktien ruhe nicht allzu fern von gewissen Aufsicht-

räthen als läge Interventionlast. Fehnten in Dresden die Opponenten, so gab es dafür begeisterte Lobredner: ein Herr aus Berlin, einer aus Dresden und einer aus München. Den Dresdener und den Münchener kenne ich nicht, dafür desto besser den Berliner. Er ist Direktor eines großen industriellen Unternehmens, hat mit gewissen Kreisen unserer Finanzwelt „Führung“ und hört sich sehr gern reden. Mit der Dresdener Bank selbst will er keine „Führung“ haben. Diese Ehrenretter fanden, als artige Aktionäre, nicht einmal nöthig, sich zu erkundigen, wie es denn eigentlich der Hannoverschen Straßenbahn und der Firma Orenstein & Koppel gehe und ob sich die Firmen, die Dresdener Bank-Aktien gekauft oder in Report genommen haben, auch recht wohl dabei befinden. Solche kritiklosen Lobhudeleien schien die Direktion der Dresdener Bank als einen Erfolg anzusehen. Offenbar war ihr das „Forum“ einer so inszenirten Generalversammlung zum Beweis ihrer Tüchtigkeit recht willkommen; wie Herr Gutmann ja auch jüngst das Ehrengericht der Berliner Börse für das „geeignete Forum“ hielt, um sich gegen angeblich unwahre Beschuldigungen zu wehren.

Einen Erfolg hatte allerdings die Dresdener Bank: der Geheimrath Finanzrath Jendke, der am ersten Mai von Krupp scheidet, und der frühere Ministerialdirektor Riede, jetzt Direktor der Großen Berliner Straßenbahn, sind in ihren Aufsichtsrath getreten. Ich habe der Dresdener Bank nicht zugetraut, daß sie in dieser Zeit solche Helfer zu werben vermöge. Der Eintritt Jendkes soll hauptsächlich eine Folge der intimen persönlichen Freundschaft mit dem Geheimen Oberfinanzrath Müller, dem Direktor der Dresdener Bank, sein.

Zur selben Zeit wählte die Deutsche Bank in ihren Aufsichtsrath zwei dresdener Herren: den mit Recht viel angegriffenen Revisor der Dresdener Kreditanstalt, Herrn Kommerzienrath Theodor Meng, und den Direktor der Sächsischen Bank, Herrn Kommerzienrath Mackowsky. Das ist in seiner Art auch ein Erfolg und nicht gerade ein Beweis sehr freundlicher Gesinnung gegen die Dresdener Bank, die ja eigentlich den ersten Anspruch darauf haben sollte, dresdener Bank- und Industriekreise an sich zu fesseln. Damit scheint's aber einstweilen, trotz allen Bemühungen, doch nichts zu sein.

Wie weit die Generalversammlungsmache schon gediehen ist, dafür bot ein charakteristisches Beispiel die Generalversammlung der Deutschen Genossenschaftsbank, wo die Aufgabe, das Lob der Direktion zu singen, Herrn Kommerzienrath Hubert Claus zugefallen war. Herr Claus ist Direktor des Eisenhüttenwerks Thale, einer Gründung der Genossenschaftsbank. Welchen Zweck hatte hier die Mache? Der Direktion der sich mühsam ernährenden Genossenschaftsbank will und kann Niemand etwas Ernstliches vorwerfen. Aber Direktionen, die noch ohne Strohänner auskommen, scheinen sich jetzt schon nicht mehr für vollwerthig zu halten. Sie handeln ungefähr so wie kleine Knaben, die glauben, um erwachsen zu scheinen, müßten sie Cigaretten rauchen. Die Direktionen der kleinen, soliden Banken sollten sich aber diese Näpchen schnell wieder abgewöhnen. Anständige Frauen brauchen nicht den Ehrgeiz zu hegen, ihrer auffallenden Kleidung wegen auf der Straße für Cocotten gehalten zu werden.

Plutus.



Schweningers Jahresbericht.

Offener Brief an Herrn Professor Dr. J. Schwalbe,
Redakteur der Deutschen Medizinischen Wochenschrift.

Sie besprachen in der Nummer 12 der Deutschen Medizinischen Wochenschrift vom zwanzigsten März 1902 den vom Geheimrath Schweninger veröffentlichten Jahresbericht des Kreiskrankenhauses zu Groß-Lichterfelde. Wenn heute nun ich als Erster von Schweningers Schülern es unternehme, auf öffentliche Vorausforderungen öffentlich zu erwidern, so ist es wahrlich weber Ihr Titel noch die Stellung Ihres Blattes, die mich dazu reizen. Es gilt vielmehr, einen allgemein beliebten Mobus der Parteikritik zu beleuchten, der darin besteht, kühnlich Behauptungen aufzustellen, zu denen der Muth aus bekannten Verhältnissen flieht. Ein kritisirender Redakteur weiß mit einer gewissen procentualen Sicherheit, daß seine Leser in den seltensten Fällen aus der buchhändlerischen Fußnote unter dem kritischen Aufsatz Konsequenzen ziehen, um den Gegenstand der Besprechung aus eigener Lecture kennen zu lernen. Zum größeren Theil bescheidet der Leser sich mit dem Arbitrium seines Leitredakteurs. Selbst jene Minderheit, die es wirklich noch für nöthig oder interessant hält, das Besprochene im Original kennen zu lernen, liest dann meist mit den Augen des Kritikers. So ist einer beschränkten Anzahl von Köpfen — ich sage nicht: einer Anzahl von beschränkten Köpfen — carte blanche ertheilt zum Anfertigen von Urtheilsmodellen, die bestimmt sind, öffentlich aufgestellt und zum Privatgebrauch des Einzelnen kopirt zu werden. Nun sollte man meinen, dies Vertrauensvotum veranlasse die damit Beehrten, bei Ausübung ihres Amtes besonders vorsichtig und gewissenhaft zu verfahren. Leider ist nicht immer so. Gerade diese Freiheit von fast jeder Kontrolle hat ein Gefühl der Selbstherrlichkeit erzeugt. Wie es scheint, auch bei Ihnen, Herr Professor.

Sie sagen zwar, Sie wählten sich völlig frei von irgend welchen persönlichen Motiven, sowohl von der Animosität, die viele Aerzte gegenüber Herrn Schweninger besitzen sollen, als auch von „dem prickelnden Reiz, eine Persönlichkeit, die — berechtigter oder unberechtigter Weise — im öffentlichen Leben eine Rolle spielt, unter die Lupe zu nehmen und sie in ihre morphologischen Bestandtheile aufzulösen“. Die Höflichkeit gebietet, diese emphatische Versicherung Ihnen aufs Wort zu glauben. Die Folgerungen, die sich aus Ihrer Kritik ergeben, dürfen also nur gezogen werden im Hinblick auf Ihre Fähigkeiten und Ihre Eignung, Gelesenes zu verstehen und zu beurtheilen. Ich erlaube mir, aus einigen mir bemerkenswerth scheinenden Aeußerungen Ihres Aufsatzes diese Folgerungen zu ziehen.

Sie sprechen mit stauendwerther Sicherheit von Dingen, über die Sie nach der Natur der Sachlage nichts wissen können. Sie meinen, Schweningers Programm „wurde durch die Berufung eines selbständig urtheilenden und danach auch handelnden Chirurgen erschüttert.“ Was wissen Sie, Herr Professor, von den Modalitäten, unter denen der Chirurg angestellt — Sie sagen: „berufen“ — wurde? Was wissen Sie von dieses Chirurgen selbständiger Urtheilskraft und Handlungsfähigkeit und was von Erschütterungen, die aus Konflikten dieser Selbständigkeit mit Schweningers „Programm“ sich ergeben hätten? Was wissen Sie ferner von Schweningers Haltung im Prozeß gegen die Kurpfuscherin Minna

Kube? Nichts! Aus etlichen Berichterstatteerzeilen mögen Sie sich zur Noth ein Bild von dem äußeren Gange der mit Ausschluß der Öffentlichkeit geführten Verhandlung machen. Ein Interessentenblättchen hat aus der Feder eines Arztes, der sich für objektiv genug hält, in einer Klagesache Partei, Zeuge und Gutachter zugleich sein zu können, ein Referat gebracht, von dessen Objektivität und Genauigkeit die wenigen Augen- und Ohrenzeugen nicht sonderlich viel Ruhmliches zu sagen haben. Dazu wieder ein Bißchen Kollegen- und Standesvereinskatsch. Das ist Alles. Wenn Ihnen so dürftige Anhaltspunkte genügende Grundlagen zu einer öffentlichen Kritik bieten, so dürfen Sie es besser Unterrichteten nicht verargen, wenn sie Ihnen Leichtfertigkeit nachsagen.

Da aber, wo Sie „des Berichtes zweiten und Haupttheil“ sehr rudimentär und mit spärlichem Erfassen citiren, giebt es der Entgeleisungen noch mehr.

Ad I: Die Statistik. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn Sie erklären, daß alle verständigen Leute übereinstimmend mit Schweningers einleitenden Sätzen „je und je“ Statistik getrieben haben. Gegen die verständigen Leute hat Schweninge nie Etwas gesagt. Die, denen seine Zurückweisung gilt, sind jene unverständigen Leute, Herr Professor, die sich über das Entstehen und über die Verschiebungsmöglichkeiten von Krankenhausstatistiken im Unklaren zu befinden scheinen und Schweninge implicite des Vorwurfs an unschuldigen Kindern bezichtigen. Sie nennen eine „sogenannte Binsenwahrheit“, was Schweninge von der Wertlosigkeit einer „tendenzlosen, unvorsichtigen, einseitigen oder optimistischen Statistik ausführt“. Nun ist zwar in dem ganzen Bericht nirgends der Anspruch darauf erhoben, daß Schweninge sich für den Erfinder oder Entdecker dieser Wahrheit halte. Sie meinen aber, wenn die zwischen den von Ihnen etwas abrupt angeführten Anfangs- und Schlußzeilen liegenden Bemerkungen zutreffend wären, so wäre der „Statistik als Wissenschaft und zumal der Medizinalstatistik überhaupt der Boden völlig entzogen“. Sie hätten zu beweisen gehabt, daß Schweningers Bemerkungen unzutreffend seien. Das aber haben Sie nicht nöthig, da für Sie „eine Statistik die Wissenschaft von den großen Zahlen“ bedeutet. Ueber diese Spezialauffassung ist nichts zu sagen.

Ad II: Bemerkungen über Diphtherie und deren Differentialdiagnose. Unter welchen Gesichtspunkten Sie diesen Absatz „wiederholt“ durchgesehen und für die Möglichkeit Ihres Verständnisses sich zurechtgelegt haben, ist mir völlig unklar. Nach einem kleinen, ungemein geistvollen Seitenhieb auf Schweningers Selbsteinschätzung als Diagnostiker extrahiren Sie aus fünf bedruckten Quartseiten drei Sätze, die Ihnen Anhaltspunkte für irgend einen Gedankengang abgeben, dessen Schlußfolgerung darin zu bestehen scheint, daß Schweninge bestimmte oder, wie Sie sagen „absolut sichere Merkmale“ für die Erkennung der Diphtherie zu besitzen glaubt, diese seine Kenntniß aber der Welt vorenthalte. Wie müssen Sie gelesen haben, Herr Professor? Auf Seite 13 des Berichtes steht klar und deutlich, daß Schweninge von je her nur den bretonneauschen klinischen Diphtheriebegriff für annehmbar hielt, zu dem heute bereits eine Zahl sehr bemerkenswerther Männer wieder zurückkehrt, Allen voran Behring selbst. Das steht da. Und Sie brauchten höchstens in einem Lexikon den Abschnitt über Bretonneaus Auffassungen nachzulesen, wenn Sie nicht vorzogen, Schweningers eigene, im Bericht erwähnte Arbeit zu studiren. Dann wäre

Ihnen aber auch nicht gleich darauf das Unglück passiert — ich setze immer Ihre vollste bona fides voraus —, zu sagen: „Für Schweninger gilt im Allgemeinen eine Nachaffektion als Diphtherie, wenn ihr Besitzer stirbt“. Hätten Sie nämlich aufmerksam und richtig gelesen, so hätten Sie auf eben jener Seite 13 den Satz gefunden: „Es gab eine Zeit, wo die pathologischen Anatomen sich gern der Ansicht zuneigten, nur jene Fälle als einwandfreie Diphtherie gelten zu lassen, die mit dem Tode des Individuums enden“; und weiter: „Wenn wir auch nicht diese Erkennungszeichen als die alleinigen gelten lassen wollen“ u. s. w. In der Mitte dieses zweiten Satzes beginnen Sie, wörtlich zu citiren. Schade, daß Sie nicht etwas früher anfangen.

Ad III: Einiges über Krebskranke und deren (operative) Behandlung. Sie citiren wieder in einer zur Aufklärung so wenig geeigneten Weise, daß denen, die sich belehren wollen, nichts Anderes übrig bleibt, als den Bericht selbst zu lesen. Soll ich noch ausdrücklich versichern, daß „Schweninger, der Feind aller Statistiken“, nicht „die absolute Zahl der Krebsfälle“ mit der „relativen Krebsmortalität“ verwechselt, da er einfach auf die in letzter Zeit ganz allgemein gewonnene Erkenntniß von der ansteigenden Zahl der Krebserkrankungen und auf die zahlenmäßige, nicht statistisch berechnete Zunahme der an Krebs Gestorbenen hinweist? (S. 20). Ich führe keine Literaturbelege an, da ich mir ja nicht herausnehme, Sie, Herr Professor, belehren zu wollen; ich will Sie nur da auf den richtigen Weg leiten, wo Sie in handgreiflichem Widerspruch mit den Thatfachen stehen.

Sie sagen: „Wenn man also unserem großen Zweifler einen Mann vorführt, dem vor fünf Jahren ein Magenkarzinom durch Pylorusresektion entfernt ist und der sich heute vollkommen gesund fühlt, dessen Karzinom von Leyden klinisch diagnostiziert, von Bergmann operirt und von Virchow anatomisch untersucht ist, so wird Schweninger bedauernd die Achseln zucken und sagen: Weder die anatomische noch die histologische Untersuchung genügt mir für die Krebsdiagnose;*“ und da der Kranke bisher kein lokales oder allgemeines Rezidiv zeigt, auch einstweilen noch nicht gestorben ist, so kann er von mir nicht mit Sicherheit als Krebsiger angesehen werden.“ Sie sind höflichst eingeladen, Herr Professor, gütigst den bewußten Mann Schweninger vorzuführen und die aus dem exstirpirten Tumor von Virchow angefertigten Präparate vorzulegen. Schweninger wird sich sehr freuen, wieder einmal eine jener interessanten Raritäten, von denen hier und da berichtet wird, gesehen zu haben. Er wird nicht anstehen, Ihnen zu erklären, daß er, wie gewiß auch die Herren von Leyden und von Bergmann, vor einem Dilemma gestanden hätte, falls er vor fünf Jahren zu dem Kranken gerufen worden wäre. „Denn“ — würde er Ihnen sagen — „zu den Pylorusresektionen bei Magenkarzinom habe ich wegen der ungeheuren Sterblichkeit in Folge der bloßen Operation und wegen der verschwindend kleinen Zahl der günstigen Erfolge nicht viel Vertrauen. Es mag ja sein, daß bei dem Manne damals die allgemein konstitutionellen und lokalen

*) Das sagt er gar nicht, denn wenige Zeilen vorher citiren Sie selbst: Weder die anatomischen noch die histologischen Momente „können im Stande sein, uns eine Krebsdiagnose unter allen Umständen einwandfrei zu ermöglichen“.

Verhältnisse am Tumor so lagen, daß ich schließlich doch zur Vornahme einer Operation durch Herrn von Bergmann gerathen hätte; denn es ist ein Frethum, Herr Kollege, wenn die Leute sagen, ich ließe prinzipiell keinen Krebsigen operiren. Lesen Sie, bitte, darüber in meinem Bericht auf Seite 19 nach. Aber, wie gesagt, es ist eine verdammt schwere Entscheidung!"

Und nun zu IV: Die sogenannten spezifischen Mittel. Sie sagen da in einer Anmerkung zu einem Citat über Schweningers Stellungnahme gegen die forcirte Temperaturherabsetzung beim Fieber, „er streite hier, wie an vielen Stellen, wider Meinungen der Schulmedizin, die diese selbst bereits aus eigener Kraft vor Jahr und Tag überwunden hat.“ Dazu ist der Schulmedizin nur zu gratuliren. Auf dem Standpunkte aber, zu dem hier die Schulmedizin sich aus eigener Kraft vor Jahr und Tag durchgerungen hat, stand Schweninger schon vor etwa zwanzig Jahren und von diesem Standpunkt ist er nicht abgewichen, trotz allen Antipyreticis und allen Schwankungen in der Auffassung vom Wesen des Fiebers. Sobald er aber vor Jahr und Tag, als die Schulmedizin noch nichts in dieser Frage überwunden hatte, irgendwo seiner dissentirenden Meinung Ausdruck gab, — wie, meinen Sie wohl, Herr Professor, sind die Schwalbes von dazumal mit ihm umgesprungen? Ich will es Ihnen verrathen: genau so wie Sie in den Fragen, bei denen sich die Schulmedizin erst nach Jahr und Tag zu Schweningers Standpunkt durchringen wird.

Sie sagen, nach Schweninger „könne übrigens Chinin schon aus logischen Gründen nicht spezifisch wirken.“ Auf Seite 26 des Berichtes steht zu lesen, daß nach Zusammenfassen des eben Gesagten Alles und bestimmen muß, „auch für das Chinin die Frage nach der ihm zugeschriebenen spezifischen Wirkung mit Nein zu beantworten. Uebrigens veranlaßt uns dazu auch schon der Einspruch der Logik.“ Der Einspruch der Logik veranlaßt uns, „Nein zu sagen“, beeinträchtigt aber die Wirkung des Chinins natürlich nicht im Geringsten. Wie konnten Sie da noch eigens hinschreiben: „So wörtlich zu lesen in dem ärztlichen Berichte Schweningers?“ Sie haben ja, abgesehen von dem verzeihlichen Mißverständniß, einen ganzen wichtigen Satz, der den Einspruch der Logik erlüttert, aus ihrem Citat weggelassen.

Und jetzt das schreckliche Quecksilber! Sie werfen Schweninger mit den Antimercurialisten zusammen und lassen ihn ex facultate in Gemeinschaft mit dem bekannten Dr. Hermann abthun. Auf Seite 32 des Berichtes steht im dritten Absatz von oben: „Wir sind keine Antimercurialisten im landläufigen Sinne des unglückseligen Wortes“; und weiter: „Dem Quecksilber, was des Quecksilbers ist“; und weiter, immer auf der selben Seite: „Wir erkennen des Quecksilbers ausgesprochene — wenn auch unverstandene — Wirkung als intensiven Resorbens für alle entzündlichen, von ihm erreichbaren Gewebsveränderungen an“; und weiter: „Derart befehrt, steht es unserem Ermessen frei, in uns dringend oder sonstwie geeignet erscheinenden Fällen bis zu einer uns richtig dünkenden Grenze an das Quecksilber zu recurriren.“ Können Sie noch mehr verlangen, Herr Professor? Daß Schweninger glaubt, mit seiner Meinung über die Gefahren und die Ueberschätzung der Quecksilberwirkung nicht hinter dem Berge halten zu dürfen, dieses Recht gestehen Sie ihm gütigst selbst zu, wenn sie im weiteren Verlaufe Ihres Aufsatzes sagen: „Wir“ — Das sind doch

Sie — „sind gewiß die Vektren, die die Freiheit, ja, die Vorurtheillosigkeit der Wissenschaft antasten möchten.“ Dann aber glauben Sie, Schweningers persönliche Anschauung einfach von der Tafel alles Lebenden wegzuwischen, wenn Sie ihm durch Rudolf Virchow selbst antworten lassen. Erstens brauchte Schweninger die Worte Virchows gar nicht auf sich zu beziehen, denn sie galten, als sie vor sechsunddreißig Jahren gesprochen wurden, den Antimercurialisten, zu denen Schweninger nicht gehört. Zweitens aber glaube ich, es thut der schuldigen Ehrfurcht vor dem Namen Virchow keinen Abbruch, wenn man in aller angemessenen Ehrerbietung die Frage aufwirft, wie viele Hundert Syphilitiker Virchow mit und wie viele ohne Quecksilber behandelt habe, um sich ein abschließendes Urtheil in der Laes-HG-Frage erlauben zu können. Und Das war im Jahr 1859! Rudolf Virchow war damals achtunddreißig Jahre alt und hatte sich ärztlich wohl nicht allzu viel praktisch bethätigt. Schweninger sieht heute seit bald dreißig Jahren in einer Praxis, deren großen Umfang wohl selbst Sie nicht bestreiten werden.

Wie wenig Geist nöthig ist, um über ernsthafte Dinge sich lustig zu machen, beweisen Sie, Herr Professor, in reichlichstem Maße. Ich entzog mich daher der allzu leichten Aufgabe, Sie zu ironisiren, und habe das Schwere versucht: Sie ernst zu nehmen. Das war wirklich manchmal ungemein schwer. Ihrer Meinung nach dürfte die Unterrichtsverwaltung nicht dulden, daß in der akademischen Jugend „Vorstellungen und Meinungen gezüchtet werden, die die wissenschaftliche Ausbildung und das daraus entspringende praktische Handeln der Schüler verwirren und schwer beeinträchtigen können.“ Unter den berliner jungen Medicinern sollte doch ein Forscher Kerl zu finden sein, der die Kommissionen zu einer Versammlung einruft, um gegen die Auffassung zu protestiren, die Sie von den geistigen Gaben der Studentenschaft an den Tag legen. In fünf- und zwanzig Hörsälen wird tagaus, tagein den jungen Leuten die selbe „Wahrheit“ gepredigt. Und nun erfahren ein paar dieser jungen Leute zwei- oder dreimal wöchentlich in einem sechsundzwanzigsten Hörsaal, daß es neben der „fakultativen“ vielleicht auch noch eine andere Wahrheit geben könne. Denn da wird von Schweninger nicht gelehrt: „Das ist so!“ „Das muß so gemacht werden!“ Nein: da heißt es immer: „Das kann auch so sein“ und „Das kann auch so gemacht werden! Aber, meine Herren, denken Sie reiflich nach und werden Sie aus eigener Ueberlegung sich schlüssig, ob ich Ihnen da nicht vielleicht eine autoritative Meinung aufbringen will!“ Sind die Studenten denn Papageien, denen man den objektiven Lehrstoff so lange vorleiert, bis sie ihn am Examenstage tabellos herplappern können? Von solchen Studenten hätte wohl weder die Wissenschaft noch die Praxis Etwas zu hoffen.

Daß für Sie, Herr Professor, Berichte von Patienten — die wissenschaftlichen Referate einer Zimmermannsfrau, eines Gärtners, eines Tagelöhners, eines Tischlers — ergänzende Beweise bilden für Ihre aus der Lecture des Berichtes gewonnene Erkenntniß Dessen, „was im Lichterfelder Krankenhaus in der Krankenbehandlung geleistet wird“, wundert mich nicht mehr. Am Ende aber wäre es doch besser gewesen, sich auf diese Patientenankünfte nicht zu verlassen, sondern nach Lichterfelde zu fahren und sich dort aus eigener Anschauung von den scheinlichen Zuständen zu überzeugen.

Dr. Emil Klein.

Selbstanzeigen.

Laokoon. Kunsttheoretische Essays. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Meine Schrift zerfällt in drei Theile: Laokoon oder Gedanken zu einer Lehre vom Kunstschaffen; Laokoon und die klassische Kunst; Laokoon und die moderne Kunst. Während die formale Aesthetik die Kunstgesetze begrifflich zu entwickeln suchte, wird hier von den Gesetzen der Anschauung ausgegangen. Denn da die Kunst angeschaut wird, muß sie den Gesetzen unserer Anschauung unterworfen sein und die Grenzen unserer Anschauung müssen zugleich auch Kunstgrenzen sein. Deshalb werden die Anschauungsformen und die Gesetze der Anschauung entwickelt und von hier aus die Gesetze für die künstlerische Darstellung gefunden. Unsere Anschauung vollzieht sich vermöge der Sinne. Für die künstlerische Darstellung kommen in Betracht der Gesichtssinn und der Gehörsinn. Man kann also unterscheiden zwischen den Künsten des Gesichtssinnes (bildende Kunst) und denen des Gehörsinnes (Dichtkunst und Musik). Die Grenzen des Gesichtssinnes gelten für die Grenzen der bildenden Künste, die Grenzen des Gehörsinnes für die der Dichtkunst und Musik. In den Zeiten des Verfalles der Kunst wurden diese Grenzen übergangen und Das, was in das Gebiet der einen Kunst gehört, wurde in das der anderen bezogen. Ferner wird gemäß unseren Anschauungsformen unterschieden zwischen Raumkünsten und Zeitkünsten. Die Raumkünste haben es mit Ruhe und Zustand zu thun, die Zeitkünste mit Bewegung und Veränderung. Das geeigneteste Beispiel zur Erläuterung dieser Gesetze bildet die Gruppe des Laokoon. Es handelt sich um die Frage, warum Laokoon, wie er in dem berühmten Kunstwerk dargestellt ist, nicht schreit. Zunächst sei kurz hingewiesen auf den Stand der Frage. Voraussetzung für die Untersuchung des Grundes, warum Laokoon nicht schreit, ist der Umstand, daß ein Mensch, der einen heftigen physischen Schmerz erleidet, zu schreien pflegt. Laokoon wird von der Schlange in die Seite gebissen; trotzdem aber schreit er nicht. Windelmann gab als Grund dafür an: das Schreien sei ein Ausdruck maßlosen Leidens, maßloses Leiden aber vertrage sich nicht mit der edlen Einfalt und stillen Würde, also mit dem Charakter der griechischen Kunstwerke. Windelmann setzt das Schreien als Maßlosigkeit dem maßvollen griechischen Wesen gegenüber. Nun ist offenbar, daß, obgleich das griechische Wesen zum guten Theil in der Mäßigung liegt und die griechischen Kunstwerke im Allgemeinen die Mäßigung zum Ausdruck bringen, diese Mäßigung das Schreien als einen vorübergehenden Zustand nicht ausschließt und daß in der That andere Kunstwerke des maßvollen griechischen Geistes das Schreien dargestellt haben. So schreit Philoktet im sophokleischen Drama. Das aber ist ein poetisches, der Laokoon ein plastisches Kunstwerk. Vielleicht wird also der Grund, warum Laokoon nicht, Philoktet aber schreit, darin liegen, daß sich das Schreien, der Ausdruck maßlosen Leidens, nicht mit dem Charakter der plastischen Kunstwerke, wohl aber mit dem der poetischen Kunstwerke verträgt. Lessing sagt: Das Schreien ist formlos; das Plastische aber soll formenschön sein; deshalb schließt das Plastische das Schreien aus. Dieser Grund trifft aber den Nagel noch nicht auf den Kopf. Denn auch das poetische Kunstwerk soll formschön sein und doch findet man in Dramen und Epen das Schreien. Meine Eintheilung der Künste bringt uns dem Grunde

näher. Die Plastik gehört zu den Künsten des Gesichtsinnes, die Poesie zu denen des Gehörsinnes. Das Schreien kann nur Gegenstand des Gehörsinnes, niemals aber des Gesichtsinnes sein. Also kann das Schreien von einer Kunst des Gesichtsinnes nicht zur Darstellung gebracht werden. Der Schrei wird gehört, nicht gesehen, ein plastisches Kunstwerk wird gesehen, nicht gehört. Laokoon hätte den Mund noch so weit aufreißen mögen: man hätte ihn niemals schreien gehört; denn das Wesen des Schreies liegt im Laut, nicht im Mundaussperren. Der Laokoon hat den Zweck, angeschaut zu werden; den Schrei aber kann man nicht anschauen; man kann wohl einen offenen Mund anschauen; ein offener Mund aber ist kein Schrei, wohl aber etwas Häßliches. Ähnliches sagt Schopenhauer im dritten Bande seiner „Welt als Wille und Vorstellung“: „Man konnte nicht aus Marmor einen schreienden Laokoon hervorbringen, sondern nur einen den Mund aufreißenden und zu schreien sich fruchtlos bemühennden, einen Laokoon, dem die Stimme im Halse stecken geblieben: vox saucibus haesit. Das Wesen und folglich auch die Wirkung des Schreiens auf den Zuschauer liegt ganz allein im Laut, nicht im Mundaussperren.“ Man kann im Allgemeinen sagen: Was in das Gebiet des Gesichtsinnes gehört, darf nicht Gegenstand der Kunst des Gehörsinnes, und was in das Gebiet des Gehörsinnes gehört, darf nicht Gegenstand der Kunst des Gesichtsinnes werden. Der Laokoon des Virgil, der den Zweck hat, gehört zu werden, schreit, der plastisch dargestellte Laokoon nicht. Freilich hatte nun der Künstler der Laokoongruppe noch die Aufgabe, dem Zuschauer begreiflich zu machen, warum der Laokoon selbst, also der von der Schlange gebissene Priester, den der Künstler darstellte, nicht schreit. Denn der Laokoon selbst in Person, als ihn die Schlange biß, wird doch nicht deshalb nicht geschrien haben, weil sich das Schreien nicht mit der bildenden Kunst verträgt. Nehmen wir an, die Laokoongruppe stellte dar, wie die Schlange eben den Kopf erhebt, um zu beißen. In diesem Fall wäre das Natürliche gewesen, daß der Priester in seiner Todesangst geschrien hätte. Und wenn der bildende Künstler dargestellt hätte, wie die Schlange eben beißen will, das Schreien des Priesters aber nicht dargestellt hätte, so wäre er unwahr gewesen. Der Künstler mußte vielmehr aus der Reihe von Momenten, während deren Laokoon mit seinen Söhnen von den Schlangen erstickt wurde, den wählen, während dessen Laokoon in Wirklichkeit nicht schrie oder zu schreien keine Ursache hatte oder nicht zu schreien vermochte. Nun gab es in der That einen Augenblick, wo Laokoon selbst nicht zu schreien vermochte: nämlich den, wo die Schlange ihn in die Seite biß. Eine notwendige und unausbleibliche Folge des Bisses ist, daß der Unterleib sich einzieht. Sobald aber der Unterleib sich einzieht, ist es unmöglich, zu schreien, denn beim Schreien wird der Unterleib herandgetrieben. In dem Augenblick des Bisses also wurde der Schrei erstickt. Diesen Augenblick mußte also der Künstler wählen, wenn es seine Aufgabe war, den nicht schreienden Laokoon darzustellen. Und diesen Augenblick hat er auch gewählt. . . Der zweite Theil der Schrift heißt: „Laokoon und die Kunst der Renaissance“. Hier werden die im ersten Theil gefundenen kunsttheoretischen Gesetze an Beispielen weiter erläutert. Das Selbe geschieht im dritten Theil „Laokoon und die moderne Kunst“. Sowohl die bildenden Künste als die Dichtkunst und Musik werden zur Erörterung herangezogen und mein Bestreben war, nicht trodene logisch-ästhetische Dogmen

aufzustellen, sondern von der lebendigen Empfindung, die von der sinnlichen Anschauung angeregt wird, auszugehen und die Kunst selbst als Empfindung aufzufassen.

Dr. Heinrich Pudor.

◆

Philosophie der Kunst von Hippolyte Taine. Erster Band. Erste deutsche Uebersetzung von Ernst Hardt. Eugen Diederichs, Leipzig.

Die Kunstphilosophie Taines bedeutet den tiefsten Vorstoß und die größte Eroberung, die bisher die Wissenschaft im Gebiete der Kunst machen durfte. Sein großer, vornehmer Geist, der durch seine schöne Logik und reife Männlichkeit selbst ästhetisch berückend wirkt wie ein Kunstwerk, hat es vermocht, diesen wissenschaftlichen Feldzug in einer gedanklichen Klarheit und sprachlichen Schlichtheit zu führen, die jedem Gebildeten zugänglich sind. Die Uebersetzung ist mit allem Fleiß und aller Gewissenhaftigkeit, die der Uebersetzer in sich aufzubringen vermochte, gearbeitet worden. Ihn leitete der Grundsatz, daß eine Uebersetzung die Aufgabe habe, innerhalb der guten Möglichkeiten ihrer Sprache Inhalt und Form so buchstäblich genau wiederzugeben und nachzuschaffen, wie es nur denkbar ist. Für das Erste kann er sich verbürgen. Was das Zweite angeht, möchte er hervorheben, daß, trotzdem er sich nicht ein einziges Mal gestattet hat, den Fluß der Gedanken, der ja seinen Ausdruck im Fluß der Sprache findet, durch Satzverschiebungen oder Satztrennungen umzuleiten oder zu unterbrechen, dennoch die Beichtigkeit und Flüssigkeit der französischen Sprache die Vorstellung, daß es sich um ein gesprochenes Buch handelt, besser aufrecht zu erhalten vermag, als es ihm in der deutschen Sprache gelingen konnte.

Athen.

Ernst Hardt.

◆

Kleines Gottsched-Wörterbuch. Berlin 1902, Gottsched-Verlag, Linkstraße 5. Preis 5 Mark.

Das von den deutschen Wortforschern mit Spannung erwartete Büchlein liegt jetzt, als Arbeitsausbeute eines Jahres, in handlicher Gestalt vor. Zu meiner Freude darf ich sagen, daß es vor einigen Hauptvertretern der Fachwissenschaft die Probe gut bestanden hat. Selbst der zweifellos bedeutendste Germanist unserer Tage, Professor Dr. Friedrich Kluge, bezeugte mir, daß meine „mühselige, aber erfolgreiche Arbeit Vieles zur Aufhellung der neuhochdeutschen Wortchronologie leistet“, daß ich das „bleibende Verdienst“ für mich in Anspruch nehmen dürfe, „aus Gottsched eine ganze Fülle von Nachträgen zum grimmischen Wörterbuche zu Gunsten einer genaueren Altersbestimmung geliefert zu haben“. Neben seinem fachwissenschaftlichen Werth scheint mir das Buch aber auch noch einen allgemeinen Werth dadurch zu besitzen, daß durch die Unmasse von schönen Citaten, zumal aus den Gedichten Gottscheds, nicht nur die geistige Persönlichkeit des einzigen Mannes scharf gekennzeichnet, sondern auch ein klares Bild von dem Reichthum der Kraft und Schönheit seiner Sprache (in Poesie und Prosa) geboten wird. Aus diesem Grunde darf es wohl auch für ein genußreiches Lesebuch gelten. Da die kleine Auflage des Buches bis auf etwa hundert Abdrücke schon vergriffen ist, liefere ich das Buch, das keine zweite Auflage erleben soll, nur noch auf unmittelbare Bestellung.

Eugen Reichel.

Notizbuch.

Verst Lieber, der in den Zeitungen der Führer des Centrums genannt wurde, ist gestorben. Ob er wirklich, mit der Herrschergewalt, die man ihm zuschrieb, der Führer war? Die Zeit der parlamentarischen Einzeltyrannis scheint einstweilen dahin. Nicht nur, weil die starken Persönlichkeiten fehlen. Auch die Herren Richter und Sebel können heute nicht mehr, wie früher, ihren Fraktionen mit Diktatorenmacht den Weg weisen. Die wirtschaftlichen Interessen sind so stark geworden, haben in jeden fraktionellen Verband so breite Adhäsion gerissen, daß die Führer, die einst fast unumschränkt herrschten, jetzt die klügste Kompromißkunst aufwenden müssen, um wenigstens den Schein der Einheit zu wahren. Für die Erfüllung solcher Pflicht war der Dr. jur. utr. Lieber geeignet. Eine Duzendintelligenz, die sich selbst ungemein wichtig nahm. Ein langweilender Redner, dessen feierlich gefalserter Ton im eigenen Lager oft die Lachlust reizte. Von Windthorst hatte er nicht das Strategentalent, aber die unendliche Trivialität geerbt, die Freude an allen Spaziergängen, die über Gemeinplätze führen. Das ist nicht zu unterschätzen. Nur Männer von solcher geistigen Disposition können Jahrzehnte lang den Hundetrab unseres Parlamentslebens mitmachen, ohne vom Stiel aus dem Schattenreich leerer Worthülle getrieben zu werden. Lieber hat einunddreißig Jahre lang im Reichstag gefessen und hätte sich da noch viel länger ungemein wohl gefühlt. Warum nicht? Sein Ehrgeiz war kleinsten Stils; er war zufrieden, wenn Minister und Staatssekretäre ihn mit ehrfürchtigem Eifer grüßten, seinen Rath einholten und ihm die Möglichkeit gaben, vor versammeltem Kriegsvolk den primus inter pares zu mimen. Im Lauf der Jahre hatte er, der als fleißiger Arbeiter galt, sich eine taktische Geschicklichkeit angeeignet, die vor großen Aufgaben wahrscheinlich versagt hätte, immerhin aber ausreichte, um das Alltags-handwerk des Parlamentarismus zu beherrschen. Daß „unter seiner Führung“ das Centrum der Regierung näher rückte und zu größerer Macht kam als je vorher, war nicht sein Verdienst, sondern die Folge wirtschaftlicher Verschiebungen und der bekannten Ereignisse, mit denen die neowilhelminische Ära Europa überraschte. Auch in dieser veränderten Welt wäre Herrn Lieber die Berständigung mit überragenden Staatsmännern schwer geworden — schon Riquel hätte er mit der ganzen Zynismus eines engen Philisterherzens —, doch auf diese Probe wurde sein Parteisinn in letzter Zeit ja nicht mehr gestellt. Sein Tod läßt keine Lücke. Graf Ballestrem oder, wenns ein Bürgerlicher sein soll, Herr Vorsch wird die Geschäfte der Parlamentsdiplomatie mindestens eben so gut besorgen wie der Mann der großen Tiraden. Und je kleiner die Schaar der streitbaren Protestanten wird, die noch laut gegen Rom protestiren, desto lotheter wird auch das Band werden, das Agrarier, Industrie-feudalisten und Industrieproletarier in der Centrumsgemeinschaft zusammenhält.

* * *

Die trefflichen Männer, die in der Zolltariffkommission des Reichstages schon so Ruhmenswerthes geleistet haben, sollen einen Theil des Sommers in Berlin verbringen, damit der Entwurf nicht gar zu spät ins Plenum kommt. Das wollen Viele von ihnen nicht umsonst thun und haben den Bundesrath deshalb aufgefordert, ihnen für die Zeit der Plenarferien Diäten zu gewähren. Zwar wäre es viel verständiger gewesen, den Tarif gleich im Plenum zu berathen. Zwar können die in die Kommission Gewählten, so oft sie wollen, sich von Fraktionengenossen ablösen lassen.

Thut nichts: sie fordern ihren Tagelohn und die Verbündeten Regierungen sollen bereit sein, diesen Wunsch zu erfüllen. Doffentlich machen die Gegner des Tarifes durch diese Rechnung einen dicken Strich. Ueber Diäten läßt sich streiten. Nicht der winzigste Grund aber spricht dafür, prinzipiell dem Reichstag Diäten zu weigern und die Kommission, die Herr ihrer Entschlüsse ist, den Sommer lang durchzufüttern. Viel wird in der heißen Zeit doch nicht herauskommen. Und eine bezahlte Parlamentsbureaokratie hat uns gerade noch gefehlt. Besonders nett an der Sache ist, daß der Antrag auf Diätenzahlung nicht etwa von Kleinbauern oder sozialdemokratischen Arbeitern ausging, sondern von dem Rittergutsbesitzer Gamp, der bisher als reichler Mann galt und in Berlin eine herrschaftliche Wohnung hat.

Als der Kaiser neulich in Bremen war, begrüßte ihn Herr Arthur Fitger in einem Gedicht, das den kaiserlichen Feldzug gegen die moderne Kunst als eine Heldenthat feierte. Auf den Wink Wilhelms des Zweiten seien die Freyen ins Dunkel gewichen. In allen Büchern der Geschichte sei zu lesen, „daß Kunst im Streit mit Kron' und Thron, mit Ring und Stab“ nicht gedeihen kann. Das Gedicht ist spottschlecht; und über die Behauptung, Kunst bedürfe höfischer Gunst, ist heutzutage kein Wort mehr zu verlieren. Herr Fitger hat als Maler und Dichter wenig Anerkennung gefunden, sein Drama, „Von Gottes Gnaden“, das mit einem dem Kaiser heiligen mystischen Begriff sehr unfaust umgeht, ist in Berlin ausgelacht worden und kein verständiger Mensch kann sich darüber wundern, daß der Bremer Künstler die ersten Keime neuer Kunstkultur aus ärgerlichem Auge betrachtet. Ueber Fürstengröße und Fürstenmacht hat er früher anders geurtheilt als jetzt. Damals „imponirte ihm kein Thron“, waren ihm „die Bekrönten die Ersten, die Natur in Fesseln zu schlagen“, wettete er gegen „das goldene Joch“, in dem der Mäcen den Genius hält und ihm Flügel, Fuß und Herz bricht. Doch darf ihm das Recht, seine Meinung zu ändern, nicht bestritten werden. Er darf auch den Dichter der „Deutschen Muse“, dessen trister Epigone er doch ist, an der Weisenschwelle einen „sophistischen Schwärmer“ schelten und sich freuen, wenn irgend ein Oberlein höher im höfischen Marktwert steht als Klinger. Nur brauchte er an Devotion doch nicht mit Ceremonienmeistern zu wetteifern. „O Herr, wirst dem Poeten Du verzeihn, wenn er sich vordrängt aus des Volkes Reihn, sich

Das ist ein Bißchen viel für einen Stadtrepublikaner. Nicht ganz so viel freilich noch wie die Nebenleistung des Freiherrn von Rheinbaben, der gesagt hat: „Die Kunst ist die Darstellung des Schönen. Es ist ein ermutigender Gedanke, daß die düsseldorfer Kunst sich genau in der Linie dessen bewegt, was Seine Majestät der Kaiser von der Kunst denkt und wünscht. Wenn Düsseldorf eine solche ideale Kunst pflegt, dann zeigt es sich als treuen Diener seines Kaisers.“ Schade. Herr von Rheinbaben ist ein guter Finanzminister und hat in seiner ersten Budgetrede bewiesen, daß ihm die Kunst, das Gerüst eines Staatsetats aufzubauen, nicht nur „die Darstellung des Schönen“ ist. Warum redet er über Dinge, die ihm offenbar ganz fremd sind? Der Kaiser bedarf seiner Hilfe nicht; er hat die Weisheit für sich. Und wer Kunst anders fühlt, von der Kunst Anderes hofft, Der wird sich sein Gefühl nicht durch den Einspruch eines verärgerten Romantikers und eines braven Finanzministers verwirren lassen, sondern die Nachprüfung bis zu dem Tage aufschieben, wo eines Sachverständigen Stimme dem Fehlbau des Deutschen Kaisers weitere Wirkung verschafft.